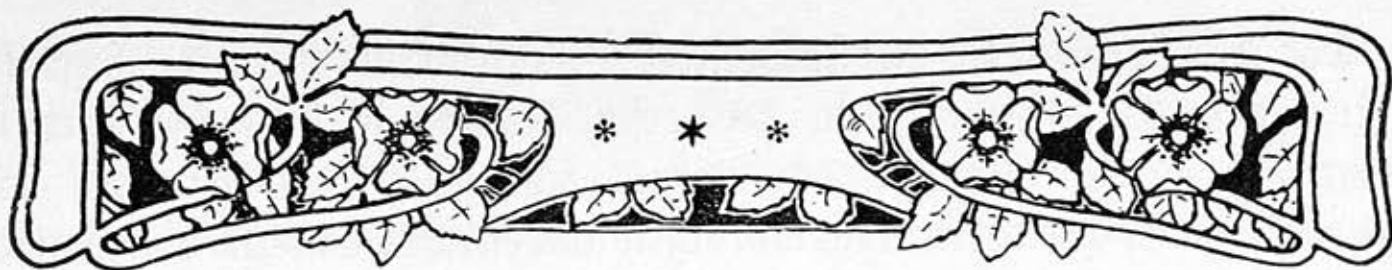


Jahresbericht
der
Görres-Gesellschaft
zur Pflege der Wissenschaft
im katholischen Deutschland
für das Jahr 1905.



Erstattet von dem Verwaltungsausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1906.
Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.



I. Die Münchener Generalversammlung.

Mehr als ein Vierteljahrhundert hatte die Görresgesellschaft nicht mehr in der bayrischen Residenz getagt, die seitdem ihr eigentlicher Sitz geworden ist. Viele der Herren, die damals (1879) als Vorstandsmitglieder oder Redner beteiligt waren, hat jetzt längst der Tod abberufen, so die Professoren Simar und Haffner († als Erzbischof von Köln und Bischof von Mainz), Oberst v. Vogt, den Vorsitzenden des Lokalkomitees, den Frankfurter Stadtpfarrer Münzenberger, P. Pius Gams, die Professoren Bach, Schütz, Gerlach und Schneid. Manche aber auch fanden sich jetzt wieder zusammen in der sehr stark besuchten Vorstandssitzung (vgl. unter II.), die am 3. Oktober 1905, nachmittags 3 Uhr, im Bayerischen Hof zusammentrat und sich bis nahe an den Beginn der auf 8 Uhr anberaumten Begrüßungsversammlung hinzog.

In stattlicher Zahl waren die Mitglieder im Festsaale des Bayerischen Hofes vereinigt, wobei namentlich die starke Beteiligung des Laienelements hervortrat. Unter den anwesenden Damen bemerkte man auch eine Enkelin des Laienpatrons der Gesellschaft, Frä. Sophie Görres. Ein benachbarter Tisch war von Mitgliedern des Bayerischen Landtags besetzt. Mit den Begrüßungsansprachen wechselten musikalische und deklamatorische Vorträge. Wiederholt setzte sich Professor Müller, der Komponist der Kreuzeschule, ans Klavier, um, sich selbst begleitend, mit klangvoller Stimme und feiner Auffassung Lieder von Brahms (Stelle aus dem Korintherbrief: Und hätte die Liebe nicht) und Liszts Komposition der Venauischen Zigeuner vorzutragen. Vortrefflich war auch die Deklamation von Geibels Prachtgedicht: Der Tod des Tiberius durch Herrn Rechtsanwalt Panzer, dessen Schlußzene, nebenbei bemerkt, sich nahe mit einem der schönsten Motive von F. W. Weber berührt. Auch das humoristische Genre war durch „Imitationen“ des Herrn Glasmalers Potorny glänzend vertreten.

Der Vorsitzende des Lokalkomitees, Frhr. v. Moreau, begrüßte die Erschienenen, erinnernd an die erste Tagung in München vor 26 Jahren und an die Zuflucht, die Görres schließlich hier gefunden hat; er gedachte ferner der verehrungswürdigen anwesenden Enkelin von Görres. Wissenschaft und Kunst hochzuhalten sei Pflicht der gebildeten Katholiken; ihr Ziel sei deshalb das der Görresgesellschaft.

Herr Justizrat Dr. Jul. Bachem (Köln) beantwortete die freundliche Begrüßung mit herzlichem Dank. Selbstverständlich sind wir gern nach München gekommen: nach der Zufluchtsstätte und zweiten Heimat des großen Mannes, von dem die Gesellschaft den Namen trägt; hier in München sitzt der Kopf der Gesellschaft, das Präsidium, speziell der Erste Präsident, der Mann, ohne den man sich die Gesellschaft gar nicht zu denken vermag, er, mit dem mein Nachbar Dr. Cardauns und ich, um nur die heute Anwesenden zu nennen, auf dem Bahnhof zu Rolandseck die Gesellschaft gründeten. Vor 26 Jahren waren wir zuletzt hier; viele der Herren des Vorstandes sind seitdem gestorben, aber noch sitzen unter uns die damals anwesenden Herren Frhr. v. Hertling, Hüffer, Cardauns, Grauert, Bardenhewer, Binder und Alois Schmid. Seitdem ist vieles anders, aber auch besser geworden (Lebhafte Zustimmung); das sieht man schon heute abend, und wie wird's morgen sein! Auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete sind wir vorwärts gekommen, nicht so rasch, wie manche wünschten, aber auch hier kam die starke Position, die wir auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens errangen, uns zugute. (Bravo!) Die Gegner haben aufgehört, uns zu ignorieren, und die Freunde üben eine wohlwollende Kritik. So muß es sein. (Bravo!) Hinaus sind wir über den Standpunkt, wo es hieß: *Catholica sunt, laudantur*. So treten wir unter günstigen Auspizien in die Münchener Generalversammlung der Görresgesellschaft ein, die uns hoffentlich auch wieder ein Stück weiter bringen wird.

Am 4. Oktober, morgens 9 Uhr, wohnten die Mitglieder einer Pontifikalmesse in der Liebfrauenkirche bei. Der trefflich geschulte Domchor begleitete die heilige Handlung mit *a capella*-Gesängen.

Die erste allgemeine Sitzung begann im Festsaale des Bayerischen Hofes um 10 Uhr unter sehr starker Beteiligung. Die Präsenzliste wies außer den im Bericht über die Vorstandssitzung genannten Herren u. a. auf: die Professoren Dr. A. Koch, Dr. Baur und Dr. Günter (Tübingen), Geh. Archivrat Dr. Fochner (München), Bibliothekar Dr. Grupp (Maihingen), Lyzealrektor Dr. Schenz (Regensburg), Prof. Dr. Endres (Regensburg), Privatdozent Dr. Heigl (München), Prof. Dr. Henner (Würzburg), Prof. Dr. Gietl (München), Landtagsabgeordneter Dr. Siben

(Deidesheim), Kammerpräsident Dr. v. Orterer, Reichsrat Frhr. v. Soden, Ministerialrat Geith (München), Prof. Dr. Walter (München), Prof. Dr. Büchi (Freiburg, Schweiz), Privatdozent Dr. Scherer (Würzburg), Frhr. v. Moreau (München), Privatdozent Dr. Schneider (München), Landtagsabgeordneter Frhr. zu Franckenstein (Nördlingen), Gymnasialdirektor Dr. Widmann (Hadamar), P. Wasmann (Luxemburg), Archivrat Dr. Will (Regensburg, seitdem verstorben), Lyzealrektor Dr. Kiefer (Eichstätt), P. Dreves (München), P. Duhr (München), Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Jaeger (Speyer), Prof. Dr. J. Sickenberger (Würzburg), Privatdozent Dr. Drerup (München), Prof. Dr. Fonck (Innsbruck), Ministerialrat Seidlein (München).

Nach warmer Begrüßung der Anwesenden, namentlich des Herrn Erzbischofs von München-Freising, sprach Frhr. v. Hertling über Leistungen und Aufgaben der Görresgesellschaft (vergleiche unter III.). Redner schloß diese bedeutungsvollen programmatischen Ausführungen unter lang anhaltendem Beifall.

Der Erzbischof von München-Freising begrüßte für Klerus und Laien seiner Diözese die Versammlung, deren Ziel die Heranbildung von Förderern der Wahrheit sei. Sie widerlege den Satz, daß Wissenschaft nur da zu finden sei, wo man der Religion den Rücken wende. Die Kirche stützt gern die Wissenschaft. Indem sie aber an dem Dualismus festhält: Gott und Welt, Geist und Stoff, Seele und Leib, hat sie viele Grundirrtümer der Wissenschaft überwunden. Die Kirche scheut das Licht nicht, sie ist aus dem Lichte geboren. Leider ist sie unabsichtlich zum Anstoß dessen geworden, was man moderne Kultur nennt. Mögen die Katholiken durch die Tat beweisen, daß sie zur Förderung der Wissenschaft und insbesondere zur Förderung nach den Prinzipien unseres heiligen Glaubens beitragen können. Se. Exzellenz spendete sodann der Versammlung den erbetenen erzbischöflichen Segen. Den lebhaften Beifall faßte der Vorsitzende in warme Worte des Dankes zusammen. Domkapitular Dr. Zimmern überbrachte den Segen des Bischofs von Speyer.

Der Generalsekretär Dr. Cardauns erstattete hierauf den Geschäftsbericht:

Der Finanzabschluß des laufenden Geschäftsjahres wird voraussichtlich wieder nicht ungünstig sein. Während das Jahr 1903 noch ein Defizit von 6278 M. ergab, schloß 1904 mit einem Ueberschuß von 2934 M. ab, und nach einem Ueberschlag vom 15. September d. J. wird 1905 einen weiteren Ueberschuß von rund 3700 M. ergeben. (Ausgaben bis 15. September 28 552, Einnahmen 39 911, bis 31. Dezember Ausgaben schätzungsweise 14 890, Einnahmen 7240 M.) Damit würde das letzte große Defizit von 1903 wieder eingebracht sein. Allerdings haben hierzu hauptsächlich außerordentliche Umstände mitgewirkt. Zunächst, daß seit 1904 die Honorarzahlungen der Firma Herder für

das Staatslexikon fällig wurden. Im vorigen Jahre betrugen sie über 10 000 M. für die vier ersten Bände, in diesem Jahre noch 2835 M. für den fünften Band, dazu aber kam eine Ersparnis von 4= bis 5000 M., weil jetzt keinerlei Zahlungen mehr für das abgeschlossene Werk zu leisten waren. Ferner betrugen die außerordentlichen Zuwendungen 1905 über 2000 M. mehr als im Vorjahre, dank einer Zahlung von 3000 M., die unter der Bezeichnung „Bergische Stiftung“ durch Herrn Oberlehrer Th. Meyer (Köln) im Auftrage eines Ungenannten übergeben wurde. Sonst sind die Aenderungen gegenüber dem vorjährigen Abschluß wenig erheblich. Die einzelnen Hauptposten (Römisches Institut, archäologische Abteilung, historisches und philosophisches Jahrbuch, Vereinschriften) differieren meistens nur um einige hundert Mark. Erwähnt sei, daß der buchhändlerische Absatz der Vereinschriften 1904 um 5= bis 600 M. gesunken ist (708 statt 1286 M.). Für Privatdozentenstipendien wurden nur 2600 (statt 3600 M.) ausgegeben, für sonstige wissenschaftliche Unternehmungen nur annähernd 4500 (statt 6500) M.; dagegen stiegen die allgemeinen Unkosten um 6= bis 700 M. (6047 statt 5388 M.). Letzteres erklärt sich dadurch, daß der Jahresbericht durch das beigegebene Mitgliederverzeichnis erheblich verteuert wurde.

Bei Annahme der Richtigkeit des Voranschlages würde sich der Vermögensstand, der Ende 1904 44 294,91 M. betrug, Ende 1905 auf rund 48 000 M. erhöhen. (Tatsächlich auf 48 750 Mark. Vgl. unter VI.) Allerdings pflegen die Voranschläge, namentlich durch die Bewilligungen der Vorstandssitzungen bei Gelegenheit der Generalversammlung, stark beeinflusst zu werden. So wurde 1904 ein Ueberschuß von nahezu 6000 M. in Aussicht gestellt, der aber tatsächlich auf noch nicht 3000 M. herunterging. Zur Vorsicht mahnt auch der Umstand, daß der Mitgliederbestand im laufenden Jahre nicht gewachsen ist. Ende 1904 hatten wir 3030, Mitte September nur 3014 (Abgang 163, Zugang 147). Auch die Zahl der Teilnehmer (778 statt 791, Abgang 55, Zugang 42) ist fast unverändert. Das sind ja gewiß kleine Schwankungen, die ohne Zweifel schon jetzt durch Neuanmeldungen ausgeglichen sind; aber unsere Mitgliederzahl darf nicht stehen bleiben, sie muß wachsen, erheblich wachsen, wenn die Gesellschaft ihren Zwecken gerecht und nicht gezwungen werden soll, in ungünstigen Jahren entweder wieder das Vermögen erheblich anzugreifen oder Ausgaben nicht zu machen, die sonst gemacht werden würden. Dankbar sind deshalb Vorschläge zu systematischer Werbearbeit (auch in süddeutschen Blättern) zu begrüßen.

Von Veröffentlichungen der Gesellschaft sind seit der letzten Generalversammlung, abgesehen von den periodischen Publikationen (historisches und philosophisches Jahrbuch), zu nennen ein weiteres Heft der Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte (IV, 1): Prof. Dürrwächter, Christoph Gewold. Beitrag zur Gelehrtengegeschichte der Gegenreformation. Eine weitere Arbeit (Schmidlin, Otto v. Freising) ist im Druck. Von den Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte: Reichenberger, Nuntiaturberichte aus Deutschland 1585—1590. II. Abteilung, Die Nuntiatur am Kaiserhofe (erste Hälfte). Dann drei weitere Vereinschriften: Dr. Schindele, Reste deutschen Volkstums südlich der Alpen; Prof. G. Effer, Naturwissenschaft und Weltanschauung, und vor einigen Wochen Prof. Falk, Die Bibel am Ausgang des Mittelalters, ihre Kenntnis und Verbreitung. Alle drei dürften auch über die Kreise der Gesellschaft hinaus Interesse gefunden haben, ganz besonders die Arbeit von Prof. Effer, die ja hochaktuelle Probleme behandelt. Auch die (seitdem erschienene) dritte Vereinschrift für 1905: Dr. Hans Rost, Der Selbstmord als sozialstatistische Erscheinung, wird nicht zu dem so oft hervorgetretenen, von der Redaktion durchaus geteilten Bedauern Anlaß geben, daß unter den Vereinschriften zu sehr die wissenschaftliche, namentlich die historische Kleinarbeit und die Behandlung von Gegenständen überwiegen, für welche man von vornherein nur ein eng begrenztes Publikum und demgemäß keinen größeren buchhändlerischen Absatz erwarten darf. Es ist unbedingt erforderlich, daß solche Themata, die wiederholt nur wegen Mangels sonstiger Manuskripte

angenommen worden sind, ganz verschwinden oder doch ganz vereinzelte Ausnahmen bilden. Der gute Wille der Redaktion bedarf dann freilich der Unterstützung der katholischen Gelehrten.

Der Vortragende gedachte dann kurz der im letzten Jahre verstorbenen lebenslänglichen (Pfarrer Gornheid-Zwistringen und Dr. Rodh-Deßtrich) und Vorstandsmitglieder: Generalvikar Hugo (Hildesheim), Prof. Schanz (Tübingen) und P. Heinrich Denifle, deren Andenken die Versammlung auf Ersuchen des Vorsitzenden durch Erheben von den Sitzen ehrte. Als neues Ehrenmitglied begrüßen wir Herrn Dr. Franz Anton Henle, Bischof von Passau, als neue lebenslängliche Mitglieder die Herren Diedrich Frhr. v. Nagel, Pfarrer Dr. Völker, Dr. med. Ernst, Oberlehrer Hüllen, Prälat Umpfenbach; gestern abend sind noch Herr Dompropst König und Domkapitular Aloise (beide Breslau) hinzugekommen. Der Berichterstatter schloß unter großer Heiterkeit, „als höchst einnehmender Mensch, nicht nach der persönlichen Seite, aber als Generalsekretär beruflich dazu streng verpflichtet“, mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß diese Liste in München noch eine Erweiterung erfahren werde, auf daß sein nüchternes Ziffernherz die dankbare Erinnerung mitnehmen könnte an die bayerische Residenz als eine Stätte, „die manch guter Mensch betrat“.

Nach Vorlegung der revidierten Jahresrechnung für 1904, Erteilung der Decharge und Wiederwahl der Revisoren, der Herren Direktor Elkan und Andreas Sinn (Köln), welchen der Vorsitzende den herzlichen Dank für ihre Mühewaltung aussprach, folgte eine sehr lebhafte freie Diskussion über die Aufgaben der Gesellschaft und die Interessen der katholischen Gelehrtenwelt, deren Verlauf bestätigte, wie zweckmäßig es gewesen war, eine solche Diskussion ausdrücklich auf die Tagesordnung zu setzen und gleich in der ersten Sitzung zu behandeln. Justizrat Dr. Julius Bachem kam auf die schon in dem Jahresbericht des Generalsekretärs berührte Frage der Vereinschriften zurück. Es müßten unbedingt mehr aktuelle Fragen behandelt werden. Das diene insbesondere auch der Propaganda für die Gesellschaft, indem es die Aufmerksamkeit draußestehender Kreise auf die Tätigkeit der Gesellschaft lenke. Obwohl es in letzter Zeit besser geworden sei, überwiege in den Vereinschriften immer noch zu sehr die historische Detailarbeit. Die Katholiken hätten überhaupt, wie ihm scheinen wolle, ein wenig die Neigung, zu viel mit der Vergangenheit sich zu beschäftigen, sie wären oft zu sehr Antiquitätenjämmler und schrieben zu gern *Mémoires d'outre tombe*. Sie sollten etwas mehr in der Gegenwart leben, dabei die Zukunft im Auge behaltend, weniger rückwärts als vor sich und vorwärts schauen. Auf die Vereinschriften angewendet, heiße das: häufiger Tagesfragen behandeln,

welche das allgemeine Interesse erregen. Ganz konkret gesprochen: Wäre es z. B. nicht angebracht gewesen, als „der fluge Hans“ so viel Lärm machte und Haefel seinen Vortragszyklus in Berlin hielt, alsbald populärwissenschaftliche Vereinschriften über die dadurch aufs neue aufgeworfenen Fragen zu veröffentlichen? Falls Dr. Max Ettlinger und P. Wasmann anwesend sein sollten, würden sie sich vielleicht darüber äußern, warum sie damals nicht an die Redaktion der Vereinschriften herangetreten seien. Auch einzelne Arbeiten über die wichtigsten Fragen der Strafrechtsreform würden gewiß einen dankbaren Stoff geboten haben. Der Redakteur der Vereinschriften könne das nicht allein besorgen; darum richte er einen erneuten Appell an die so zahlreich anwesenden katholischen Gelehrten, in solchen Fällen *acte de présence* zu machen.

An dem knapp, streng sachlich und verbindlich geführten, hier und da auch mit gutem Humor gewürzten Meinungsaustausch beteiligten sich ferner u. a. Prof. Schenz (Regensburg), P. Erich Wasmann, S. J. (Luxemburg), Privatdozent Dr. Drerup (München), Domkapitular Selbst (Mainz), P. Duhr, S. J. (München), Privatdozent Dr. Ettlinger (München), Dr. Cardauns, Prof. Baumgartner. Eine lange Reihe von Gesichtspunkten wurde im Laufe der Debatte noch angeregt: Verlegung des Termins der Generalversammlung, Verhältnis zwischen Görresgesellschaft und Albertus Magnus-Verein, die Erweiterung der in Aussicht genommenen orientalistischen Abteilung zu einer althistorischen Sektion, die endliche Errichtung einer Sektion für Naturwissenschaft, die Geldbeschaffung namentlich durch Zuwendung größerer Stiftungen. Wiederholt stellte sich heraus, daß es nur dieses direkten Austausches bedurfte, um über anfänglich auseinandergehende Meinungen Übereinstimmung zu erzielen. Ohne Zweifel werden solche Diskussionen wiederholt werden und sich als fruchtbares Mittel für den Ausbau der Gesellschaft erweisen.

Nachmittags 3.15 Uhr begannen die Sektionsitzungen. Die Sitzung der historischen Sektion eröffnete Professor Dr. Grauert (München) mit Verlesung des von Hrn. Prälat Ehjes erstatteten Berichtes über das römische Institut der Gesellschaft im Jahre 1905. (Vgl. unter IV.)

Auf Antrag des Herrn Prälaten Dr. Franz wurde nach längerer Erörterung folgender Antrag ohne Widerspruch angenommen: „Unter Anerkennung der erfreulichen Tätigkeit des römischen Historischen Instituts drückt die historische Sektion den dringenden Wunsch aus, daß für das Institut in Rom ein eigenes Arbeitsheim geschaffen werde.“

Hr. Geheimesekretär Dr. Weiß berichtet über das Historische Jahrbuch. Auch hier schloß sich eine sehr eingehende Erörterung an

über die Novitätenchau, die Bibliothek des Jahrbuchs usw., wobei die Anerkennung des letzteren zu warmem Ausdruck kam.

Der Vorsitzende widmete ein Wort dankbarer Erinnerung dem verstorbenen Vorstandsmitglied P. Heinrich Denifle. Im September 1900 hat er noch an der Münchener Vorstandssitzung der Gesellschaft (anlässlich des katholischen Gelehrtenkongresses) teilgenommen und eingehende hochinteressante Mitteilungen über seine Lutherstudien gemacht. Schon damals skizzierte er eine Reihe von Gedanken, die später in seinem Lutherbuche ausgeführt worden sind. Bekanntlich hat dasselbe eine starke Bewegung, insbesondere aber nicht nur in deutschen Landen hervorgerufen. Noch zittert die Erregung nach, und eine ganz objektive Beurteilung ist noch schwer. Jedenfalls ist es ein Monumentum perenne, zeugend von gewaltiger Arbeit und staunenswertem Scharfsinn, auch hinreißend schöne Partien enthält es, aber auch Schwächen, auch solche sachlicher Art, abgesehen von der hier und da hervortretenden Heftigkeit der Sprache, welche der tiefen und nachhaltigen Wirkung des Werkes geschadet und vielfach Gelegenheit zu dem Versuch geboten hat, dessen Bedeutung herabzudrücken. Durchsetzen aber wird diese Bedeutung sich doch, und nachträglich hat D. ja auch manches zurechtgerückt. Forschungsergebnisse hat er geschaffen von zerschmetternder Wucht, und dieser Erkenntnis werden auch die Gegner auf die Dauer sich nicht entziehen. Ein Forschungs-genie war er, ein Herkules der Arbeit, ein deutscher Gelehrter, der aber dem Erdball gehört, in besonderer Weise Frankreich und Italien; einem solchen Manne kann man schon die Regungen einer impulsiven Natur einigermaßen zugute halten. In der Schönfeldstraße zu München, im ehemaligen Görreshaus, ist er am Pfingstabend gestorben, und nie wird Redner das feierliche Leichenbegängnis, an dem er teilnehmen konnte, vergessen. In tiefer Bewegung folgte die Versammlung dem improvisierten Nachruf, den der Redner erst am Abend vorher übernommen hatte; am Schluß erhoben sich alle schweigend von den Sitzen, um „den treuen Freund der Görresgesellschaft“ zu ehren. Dann erst brach stürmischer Beifall aus.¹⁾

Zum Schluß der mehr als dreistündigen Sitzung hielt Herr Prof. Günter (Tübingen) einen Vortrag über Legendenbildung.

Die Märtyrerlegende der heidnischen Zeit, wo das Alte und Einfache durchweg das Gute ist im Vergleich zur späteren Ueberarbeitung und Amplifikation; das Schematische, Monotone in diesen Erweiterungen; die vielfach begegnende Uebertragung alter Stoffe in neue Verhältnisse; die Einwirkungen auf heidnische Schriftsteller neben den Apostelapokryphen

¹⁾ Seitdem hat Prof. G. seine improvisierte Ansprache zu einem Denifle-Nachruf erweitert, den er selbst „ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden“ nennt. Hist. Jahrb. 1905, S. 959–1018, auch separat erschienen (Freiburg, Herder. 1906).

usw.; der Abschluß der orientalischen Märtyrerlegende im sechsten Jahrhundert; die Erfindungen des Abendlandes im siebten Jahrhundert zugunsten einheimischer Heiligen; die Durchdringung des abendländischen Schaffens mit dem orientalischen Typus; die gallischen Legendenzyklen, die eigentlich in Syrien oder Kappadozien entstanden sein könnten; das Hervortreten des römischen Mittelpunktes, der neue Gedanke, der die banalen Wunder früherer Zeiten zurückdrängt; das Hervortreten des Inventions-, Translations- und Reliquienwunders mit Wiederholung alter Wundermotive; der Asket als der Heilige der neuen, christlich gewordenen Periode; die anmutige Merowinger-Mystik des siebten und achten Jahrhunderts; der scharfe Unterschied der mittelalterlichen Heiligen in Chronistik und Legende; „die jähe Bäsür“, die das 13. Jahrhundert mit seiner tiefgehenden psychischen Erregtheit in die Entwicklung der Legende setzte; die Marienlegende des zwölften Jahrhunderts und ihre Wirkung auf die Rosenfranzdichtung des ausgehenden Mittelalters; die Psychologie der Heiligenbiographen — das sind einige Stichworte aus diesem Vortrage, der sich als ganz knapper, vieles nur andeutender, eine Menge von Detailkenntnissen voraussetzender Extrakt aus umfassenden Studien, wie einer der Diskussionsredner bemerkte, überhaupt nicht skizzieren läßt. Er fand bei der Versammlung eine sehr warme Aufnahme, im allgemeinen wie bei den sich dann an der Diskussion beteiligenden Herren (Prälat Dr. Franz, Dr. Cardauns, Gymnasialdirektor Widmann-Hadamar, Prälat Baumgarten und der Vorsitzende). Sehr lebhaft wurde der Wunsch ausgesprochen, daß eine längst in Vorbereitung begriffene, auf Tausenden von Legenden beruhende Arbeit des Redners, mit wissenschaftlichem Apparat ausgestattet, recht bald auch der öffentlichen Diskussion unterbreitet werden möge.

Die Philosophische Sektion, die am Nachmittag unter dem Voritze von Prof. Baumgartner zusammentrat, hörte zunächst einen Vortrag von Prof. Dr. Endres (Regensburg) über die Dialektiker des Mittelalters.

Der Redner knüpfte an die Aeußerung P. Denifle über das Unzureichende des bisherigen Studiums der Scholastiker an. Unsere Kenntnis des hochangelegten zwölften Jahrhunderts lasse sehr viel zu wünschen übrig. Bisher sei man nach französischem Vorbilde unter dem Gesichtspunkte der Universalienfrage an sie herangetreten, mit einem unzulänglichen Maßstabe. Damals habe es sich um nicht weniger als um Sein oder Nichtsein einer Vernunftwissenschaft gehandelt. In den Reihen der Dialektiker, wozu die Wanderlehrer eine große Zahl beisteuerten, habe sich vielfach ein an die alten Sophistiker erinnernder übermüthiger Subjektivismus und auf theologischem Gebiete ein destruktiver Materialismus geltend gemacht. Der Beginn des Nominalismus knüpfe an bestimmte historische Zeugnisse an, an die Namen des Johannes Sophista und Roscelin von Compiègne. Auf der Seite der Antidialektiker fänden sich hauptsächlich die Männer der klösterlichen und gesamtkirchlichen Reformbestrebungen der Zeit, viele von ihnen auch Privat- und Wanderlehrer. Der bestveranlagte Geist jener Zeit, Petrus Damiani, fordert ein Dienstverhältnis der Vernunftwissenschaft gegenüber der Theologie. Wenn er und seine Anhänger behaupten: *philosophiam esse ancillam theologiae*, so weicht dieser sein Standpunkt, weil aus Kampfstimmung hervorgehend, wesentlich vom philosophiefreundlichen Standpunkte der späteren großen Scholastiker ab; dieser Stimmung entsprechend hält er die Artes samt und sonders für ein entbehrliches Superfluum. Das ist auch die Meinung des seiner Zeit hoch angesehenen deutschen Scholastikers Mangold von Lauterbach, welcher den Gedanken Damiani durch den Hinweis auf die heidnische Literatur und Weisheit mehr Nachdruck zu geben sucht. Mehr unbefangen ist die Stellung Ranofrances gegen die Dialektik, er steht am Vorabend der scholastischen Spekulation. Anselm, Abälard, die christlichen Platoniker

des zwölften Jahrhunderts, sind ein Beweis, wie rasch, wie vollständig sich die Zeiten geändert haben.

An der Diskussion beteiligten sich Prof. Baumgartner, Dr. Wittmann und Dr. Dyroff.

Auf Prof. Schanz hielt Prof. Dr. Baur (Tübingen) einen inhaltsreichen Nekrolog; er berichtete über seine fruchtbringende Lehrtätigkeit, seine exegetischen Arbeiten, seine hervorragenden Verdienste um die katholische Apologetik und die Eigenart seiner wissenschaftlichen Methode sowie endlich seine Bedeutung für die katholische Wissenschaft der Gegenwart überhaupt.

Prof. Dr. Dyroff begründete ausführlich die Notwendigkeit einer Inventarisierung der auf die Geschichte der Scholastik bezüglichen Handschriften. In der längeren Erörterung wurde auf die ungemeine Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Aufgabe hingewiesen, die gleichwohl lückenhaft für das Material über Scholastik bleibe. Man einigte sich schließlich auf folgende Resolution: 1. Die philosophische Sektion begrüßt den Antrag als eine große Aufgabe der Görresgesellschaft. 2. Es soll eine Kommission eingesetzt werden für die genauere Ausarbeitung des Arbeitsplans. 3. Dem Vorstand soll vorgeschlagen werden, im Verein mit der Leo-gesellschaft die Aufgabe zu lösen.

Der Abend vereinigte sehr zahlreiche Mitglieder zu einer Zusammenkunft in der gastlichen Wohnung des Frhrn. v. Hertling, welche willkommene Gelegenheit zu zwanglosem Gedankenaustausch bot.

Der zweite Tag wurde eröffnet mit einem Requiem für Joseph v. Görres in der St. Ludwigskirche. Ueber dem Hochaltar, unter Cornelius' letztem Gericht, erhob sich ein Riesenkreuz, vor dem Altar hatten Abgeordnete verschiedener Vereine mit ihren Fahnen sich aufgestellt, die Gesänge führte der ausgezeichnete Kirchenchor von St. Ludwig aus.

Die zweite Sitzung der historischen Sektion um 9 Uhr war mit Vorträgen ausgefüllt. Zuerst sprach Privatdozent Dr. Max Janßen (München) über die Anfänge der Fugger.

Von Anfang an streben sie nicht bloß nach Besitz, sondern auch nach Macht, und in allen Ländern Europas werden sie von den Monarchen als wirkliche Macht, zuweilen fast als Gleichberechtigte behandelt. Der Unterstützung eines Fugger verdankte Karl V. die Kaiserkrone, sonst hätte der König von Frankreich sie gewonnen — das ist eines der bekanntesten Beispiele unter vielen, die bis ins Zarenreich gehen. Aber ihre Anfänge waren klein. Seit 1488 erst finden sich in den Innsbrucker Archiven fortlaufende Notizen ihrer Verbindung mit den Habsburgern. Damals legten sie den Grund durch die Ausbeutung der Tiroler Bergwerke, erst später folgte die Entwicklung der großen Geldgeschäfte mit einer Menge Potentaten. Die Verzinzung war Nebensache, weit wertvoller war ihnen

die Gegenleistung in Privilegienform. 1507 erwerben sie für 50 000 Gulden die ersten Grundherrschaften, den Kern des Fuggerischen Territoriums, bald folgt die Erhebung in den Adels-, dann in den Grafenstand, und 1582 endlich nach langem Rechtsstreit die Reichsständschaft. Dieser Stellung entspricht ihre Hofhaltung in Augsburg, ihr Palast, ihre Gärten und das Auftreten ihrer „Faktoren“ in anderen Städten. Seit etwa 1500 haben sie durch ihre Agenten einen vorzüglichen Informationsdienst; im Archiv von Königsberg hat Redner „Fuggerzeitungen“ gefunden, die in Augsburg hergestellt wurden. So wurde eine Großmacht aus der einfachen Weberfamilie, deren Nachkommen bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein den Fürstenhut getragen haben. Die Familientraditionen (Einwanderung des Hans Fugger nach Augsburg 1367), die Alois Schulte in das Gebiet der Legende zu verweisen geneigt ist, glaubt Redner in urkundlichen Quellen (Augsburger Steuerlisten) bestätigt zu finden. Von hier ab wurde die Geschichte der Familie weiter verfolgt. Das Charakteristikum der Fuggerischen Handelspolitik fand Redner in dem Umstande, daß ihre Vertreter von Anfang an den Blick auf das Ganze gerichtet hielten, wie denn auch der Niedergang des Hauses mit der Abtrennung der Niederlande vom Reiche zusammenfällt. Auf einen aus der Versammlung ausgesprochenen Wunsch gab der Vortragende noch Mitteilungen über die allmähliche Ausbreitung des handelspolitischen Einflusses der Fugger nach Tirol, Ungarn, Pommern, Dänemark, Rom, Antwerpen, Südamerika usw.

An zweiter Stelle sprach Geheimsekretär Dr. Weiß (München) über den merkwürdigen Kolonisateur der spanischen Sierra Morena im achtzehnten Jahrhundert, den Bayer Johann Kaspar Türriegel (geb. 1722).

Redner konnte namentlich in Simancas, dann in einer Reihe deutscher und ausländischer Archive reiches handschriftliches Material beschaffen. In den bisherigen Darstellungen gilt er bald als großer Mann, bald als Seelenverkäufer und Bösewicht, bald als Scherge der Inquisition, bald als ihr Opfer. Da lohnt sich's schon, der Sache auf den Grund zu gehen. Tatsächlich führte er ein zweifelhaftes Abenteuerleben, als Werbeoffizier, Leiter der französischen Spionage, dann als Agent für die deutsche Einwanderung nach Spanien: 1767 wird mit ihm ein Vertrag über Lieferung von 6000 Kolonisten aus Deutschland abgeschlossen. Sofort hat er denn auch mit allen Mitteln der Reklame die Werbearbeit zur Reise in den spanischen „Glückshafen“ begonnen. Ungewöhnliches Organisationstalent ist ihm nicht abzusprechen, ebensowenig große Energie, Orts- und Sachkenntnis. 1769 waren tatsächlich die verlangten 6000 an Ort und Stelle, obwohl Türriegel bei den deutschen Behörden Schwierigkeiten fand und sogar ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Nach schweren Anfängen ist diese aus ganz Deutschland zusammengeschleppte Kolonie wirklich gediehen, sie brachte es auf Duzende von Städtchen und Dörfern mit 14 000 Einwohnern, reich entwickeltem Landbau und nicht unbedeutender Industrie — alles dort, wo vorher eine Wüste war. Das Deutschtum freilich ist bei den Leuten rasch zurückgegangen und allmählich verschwunden. Erst 1852 ist der letzte Einwanderer, Paul Firmenich aus dem Ahrtale, gestorben; deutsche Familiennamen aber erinnern noch heute in großer Zahl an dieses Kolonisationswerk, dessen Gründer anfangs der neunziger Jahre im Gefängnis zu Pampelona gestorben sein soll. Seine Nachkommen sind verschollen. Das Porträt des Gossersdorfer Bauernjungen, das er aus Spanien heimgeschickt hatte, ist noch in einem Dorfwirtshaus vorhanden. Es war eine hochinteressante, an fast romanhaften Einzelheiten reiche Skizze, die der Redner in formvollendeter Sprache vortrug — die weitere Ausführung soll als besondere Schrift erscheinen.

Der Besuch der Sektion war namentlich zu Anfang durch das entseßliche Wetter stark beeinträchtigt. Viele Teilnehmer konnten wegen des stromweise niedergehenden Regens erst im Laufe der Sitzung eintreffen; unter den anwesenden Damen bemerkte man auch die Prinzessin Ludwig Ferdinand, welcher der Vorsitzende, Prof. Grauert, am Schluß den besonderen Dank für ihr Erscheinen aussprach.

Die philosophische Sektion setzte zu gleicher Zeit ihre Verhandlungen mit dem Vortrage des Dr. Ettlinger (München) über den unbewußten Ausdruck psychischer Vorgänge fort. Er führte etwa aus:

Durch die Trennung von physiologischen Nebenabsichten ist die Untersuchung der Ausdrucksbewegungen in ein neues fruchtbares Stadium getreten und zugleich ihr Kreis erweitert worden durch die Beachtung jener minimalen, für das bloße Auge kaum sichtbaren Ausdrucksformen, die erst jüngst im Falle des klugen Hans durch ihren Erklärungswert die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Der Vortragende gab einen Überblick über die bisherige historische Entwicklung des Studiums der Ausdrucksformen unter besonderer Hervorhebung der Untersuchungen Darwins und Wundts und gelangte nach verschiedenen theoretischen Erwägungen zu dem Schluß, daß auf zwei allgemeine Prinzipien, nämlich auf 1. dasjenige der allgemeinen physiologischen Erregungszustände und 2. der assoziativ-symbolischen Übertragungen, alle Ausdrucksbewegungen sich zurückführen lassen. Im allgemeinen Schlusse wies er darauf hin, daß die Ausdrucksbewegungen nicht entfernt die Auffassung des psycho-physischen Parallelismus stützen, ihr vielmehr widersprechen, und daß sich aus ihnen auch nur Argumente gegen die tierische Abkunft des Menschen entnehmen lassen.

In der Besprechung äußerte sich P. Wasmann wesentlich zustimmend. Dr. Scherer (Würzburg) gab auf Grund eigener experimenteller Untersuchungen einige Ergänzungen.

Prof. Dr. Baumgartner erstattete den Bericht über das philosophische Jahrbuch. Gewisse Aenderungen wurden in dem Besprechungsteil gewünscht, vor allem sollen Fachmänner der Redaktion zur Seite stehen. Die Wünsche werden dem Vorstande unterbreitet.

Die Schlußsitzung eröffnete Frhr. v. Hertling mit einer Begrüßung der Prinzessin Ludwig Ferdinand und gab dann sofort Herrn Hofrat Prof. Dr. Finke zu seinem Vortrage über den Untergang des Templerordens das Wort.

Der Redner, bekanntlich hervorragender Kenner auf diesem Gebiet, der demnächst ein Werk über den „Untergang des Templerordens und das Papsttum“ veröffentlicht, begann mit einer knappen Charakterisierung der bisherigen Literatur bis auf den Amerikaner Lee, der durch Behandlung des Gegenstandes auf der Grundlage des Inquisitionsprozesses reiche neue Ergebnisse gewann. Redner nahm sich als besondere Aufgabe, die Stellung des Papstes Clemens V. zum Templerorden noch einmal zu revidieren auf Grund des überaus reichen Quellenmaterials, das er in Barcelona aufgefunden und teilweise anderswo bereits verwertet hat. In einigen Sätzen faßte Redner jetzt zunächst die Ereignisse zusammen, die mit der Katastrophe des tief in das Wirtschaftsleben jener Zeit eingreifenden

Ordens abschlossen. Ein ursprünglicher Gegensatz zwischen ihm und dem Papst besteht nicht. Ebenso wenig kann von einer allgemeinen Unpopularität die Rede sein. Die Lösung des Rätsels liegt mehr in dem Zusammentreffen der Persönlichkeiten des ersten avignonesischen Papstes und des Königs Philipp des Schönen. Ersterer ist eine jener unsympathischen Figuren, die gern mit aller Welt Freundschaft haben möchten und bei dem Zusammentreffen mit schroffen, willensstarken Männern den kürzern ziehen müssen. Auf ihm lasteten noch die besonderen Schwierigkeiten, welche die Uebersiedelung der Kurie nach Frankreich mit sich brachte, Schwierigkeiten namentlich auch pekuniärer Natur. Allein schuldig ist Klemens an den höchst peinlichen Finanzgeschichten nicht, trotz seiner nepotistischen Neigungen. Er war ein kranker Mann, wahrscheinlich jedoch nicht Epileptiker, wie man aus seinem häufigen Verschwinden aus jedem Verkehr schließen könnte.

Und ihm gegenüber steht die vielleicht gewalttätigste Königsgestalt des Mittelalters. Ganz falsch ist es, ihn als Werkzeug seiner Minister aufzufassen; nein, er hielt die Fäden, auch wenn er wie eine Statue hinter den Ministern saß, nicht der Mann der direktesten Initiative, aber der Mann, der mit eiserner Hand eine fremde Idee durchführt. Auch das Templerproblem ist nicht eigentlich von ihm angefaßt worden. Irrig ist die Hypothese von den Templern als Staat im Staate; sie erledigt sich schon durch den Hinweis, daß ihrer in Frankreich nur etwa 1500 waren, und ihr Vermögen war nicht größer als das der Hospitaliten. Mißstimmung verursachte beim König das Scheitern finanzieller Operationen, aber entscheidend war auch das nicht. Die Enthüllung der angeblichen blasphemischen Geheimnisse des Ordens durch einen Verräter ist jetzt durch einen vom Redner in Barcelona gefundenen Brief desselben an den König von Aragonien erwiesen. Squin v. Florian hat also wirklich existiert; ob sein Vorgehen von anderen angestiftet war, ist eine andere Frage. Ähnliche Gerüchte haben in einer Ecke Frankreichs gewiß bestanden.

Das war die Handhabe zu dem langsam vorbereiteten Eingreifen des Königs gegen einen Orden, der mit dem Ende der Kreuzzüge seinen ursprünglichen Zweck verloren hatte. Klemens V. war gegenüber dem Geheimnis sehr zurückhaltend, dann will er untersuchen, aber Philipp läßt die sämtlichen Templer an ein und demselben Tag verhaften, unter Beteiligung des französischen Generalinquisitors. Ob die Verhaftung deshalb formell gesetzlich war, ist nebensächlich gegenüber der Frage nach der Schuld des Ordens. Das wichtigste Material ist jetzt wohl beisammen. Ergebnis: In Frankreich gestehen fast alle Beschuldigten, um später alles zu widerrufen, zum Teil in rührender Weise; ein Provinzialkonzil läßt gegen Protest der päpstlichen Kommission 54 verbrennen, und jetzt bekennen sich wieder 500 als schuldig. Außerhalb Frankreichs kommen fast gar keine Geständnisse vor.

Man bekommt durchaus den Eindruck, daß gestanden wurde, was die Untersucher hören wollten — massenhafte Anwendung grausiger Folter hat dafür gesorgt; die protokollarische Erklärung, das Geständnis sei freiwillig, beweist nichts. Obwohl von weltlicher Seite inszeniert, war es ein Inquisitionsprozeß mit prozessualen Ungeheuerlichkeiten, bei dem dem Angeklagten nur die Wahl blieb zwischen Geständnis und Freiheit oder Leugnen und Tod. Jakob v. Molay ist nicht gefoltert worden; er war nicht der Held, zu dem man ihn machen wollte, er hat seinem Orden selbst die Grube gegraben.

Auf Grund dieser Prozesse kann der Orden nicht für schuldig erklärt werden, wenn auch manche mehr nebensächliche Punkte noch der Aufklärung bedürfen. Eine Reihe von üblen Erscheinungen im Ordensleben aber ist nicht abzustreiten. Klemens V. hat anfangs an die Schuld des Ordens nicht geglaubt, später seine Ansicht geändert, und fast ganz Frankreich hat dieselbe geteilt; anders im Ausland. Die tragische Schuld des Papstes besteht nicht sowohl in manchen von Lee betonten Kleinigkeiten — einer der schärfsten Vorwürfe erklärt sich sehr einfach durch Rückdatierung einer päpstlichen Bulle —, auch nicht in Geldgier, die bei Philipp das treibende Motiv war; sie liegt in seiner schwächlichen Persönlichkeit,

die wenigstens gegenüber diesem König von Frankreich nicht tauglich zum Papste war. Das Zusammentreffen mit Philipp ist die eigentliche Tragik seines Pontifikates. Unter Bonifaz VIII. wäre dieser Prozeß nicht möglich gewesen. Klemens' Schuld ist seine Nachgiebigkeit gegenüber der Brutalität und dem Raffinement des Königs. Auch auf dem Konzil von Vienne geschieht nichts, bis der König kommt; kaum ist er da, so wird der Orden aufgehoben. Ein interessantes Beispiel, wie eine zu enge Verbindung von Staat und Kirche der letzteren Unheil bringt.

Nach warmer Anerkennung für den Redner machte der Vorsitzende einige geschäftliche Mitteilungen. Der Vorstand schlägt eine Erweiterung des Vorstandes vor: als Mitglied des Ehrenpräsidiums den Herrn Erzbischof von München-Freising, als Mitglieder des Vorstandes die Herren Prof. Endres (Regensburg), Geistl. Rat Dr. Jungnitz (Breslau), P. Grisar (Innsbruck) und Prälat Dr. Paulus (München). Durch Zuruf wurden die Vorschläge genehmigt.

Der Vortrag des Innsbrucker Universitätsprofessors H. Grisar über „ein Grundproblem aus den Anfängen der deutschen Glaubensspaltung“ behandelte wohl das schwierigste Thema, das auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft berührt wurde: das Problem des inneren Luther, speziell die von Luther ausgesprochenen Ideen über göttliche Sendung und himmlische Offenbarungen, die ihm zuteil geworden wären, und über die ihn verfolgenden Anfeindungen durch den Teufel. Der Redner brauchte nicht erst zu versichern, daß er durchaus keine polemisch zugespitzte, sondern eine einfach objektiv-wissenschaftliche Darstellung der Psychologie Luthers in der bezeichneten Richtung liefern wolle. Die ganze Fassung des Vortrages legte Zeugnis für die von ihm betonte Ueberzeugung ab, „daß jedes polemisch verletzende Wort gegen Andersgläubige die Versammlung nur verunzieren würde“. Mit Recht erklärte Grisar aber auch, die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland könne nicht auf das Recht verzichten, daß auch die vielerörterte Person Luthers „ganz und voll und nach allen Seiten hin zum Gegenstand gelehrten Studiums in ihrer Mitte gemacht werde“. Selbstverständlich wurden auch Denisles Lutherforschungen herangezogen, wobei die Ergebnisse des verstorbenen großen Forschers mehrfach abgelehnt bzw. eingeschränkt wurden. Der Wortlaut des Vortrages folgt an anderer Stelle (vgl. unter V). Es war 2 Uhr vorbei, als P. Grisar seine von der gespanntesten Aufmerksamkeit begleiteten Ausführungen unter lebhaftem Beifall beendete — trotz der vorgerückten Zeit war die Zuhörerenschaft fast ausnahmslos bis zum Ende geblieben. Der Vorsitzende stellte fest, daß die Bedenken, welche der Redner bezüglich seines Themas gehegt, ihre Widerlegung durch den Vortrag selbst gefunden hätten, und schloß mit kurzen Dankesworten die Sitzung.

Das Festmahl, zu welchem sich viele Mitglieder um 6 Uhr vereinigten, konnte als Maßstab gelten, wie die Gesellschaft seit ihrer ersten

Zusammenkunft in München (1879) gewachsen ist. Damals fanden die Tischgenossen in einem kleinen Raume des alten Bayerischen Hofes Platz, diesmal war für die etwa 80 Teilnehmer einer der Festsäle des prachtvoll umgebauten Hotels erforderlich. An erster Stelle gedachte Frhr. v. Hertling des bayerischen Prinzregenten, unmittelbar darauf Prof. Grauert Pius' X. und Wilhelms II.; General a. D. Reim widmete namens des Lokalkomitees sein Glas der Görresgesellschaft; Dr. Cardauns antwortete mit einem Hoch „auf die schöne Stadt München, alle Münchener Kndln, einige von ihnen aber besonders, nämlich das Lokalkomitee und seine beiden Vorsitzenden“ (Freiherr v. Moreau und Geheimrat Dr. Jochner). Dann ließ noch Privatdozent Dr. Lindl namens des akademischen Görresvereins München die rheinischen Gründer der Görresgesellschaft leben, in erster Linie den anwesenden Rektor Magnificus der Münchener Hochschule für das nächste Studienjahr, Prof. Dr. Bardenhewer aus Bonn.

Wenn einer der Redner der Begrüßungsversammlung am Dienstag-Abend meinte: „Wir treten unter günstigen Auspizien in die Versammlung ein, die uns hoffentlich auch wieder ein Stück weiter bringen wird,“ so hat der Verlauf diese Hoffnung bestätigt. Der herzliche Dank, der dem Lokalkomitee für die umsichtige Vorbereitung ausgesprochen wurde, war wohlverdient; vielleicht noch niemals hat die Gesellschaft ein so schönes Heim gefunden, alles war praktisch und bequem eingerichtet, und an liebenswürdiger Gastlichkeit hat es wahrlich auch nicht gefehlt. Die Verhandlungen verliefen bei offener Aussprache ohne Mißton, und manche Vorträge werden weit über die Kreise der Gesellschaft hinaus Beachtung finden, jedenfalls waren sie durchaus dazu geeignet. Man freut sich des Vorwärtstommens, ohne gegen sachliche Kritik der Freunde wie der Gegner empfindlich zu sein. Zu wünschen bleibt noch stärkere Beteiligung. Schwach war sie nicht, aber der Kreis der Gelehrten, deren Anwesenheit man erwarten konnte, war noch lange nicht erschöpft. Ein Hauptgrund liegt in dem mangelhaften Ausbau: von den vier im Statut vorgesehenen Sektionen haben nur zwei (historische und philosophische) getagt; eine Sitzung der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft kam wieder einmal nicht zustande, obwohl es an Mitgliedern und Material wahrlich nicht fehlt, und die naturwissenschaftliche ist überhaupt noch nicht zustande gekommen. Das muß gewiß anders werden. Aber in den Münchener Tagen hat man auch gerade diesem wunden Punkte besondere Beachtung gewidmet, und man darf die bestimmte Erwartung aussprechen, daß die nächste Generalversammlung nicht unter vier Sektionen tagen wird, selbst wenn die in Betracht gezogene Bildung einer besonderen althistorischen Sektion vorerst noch ein Wunsch bleiben sollte.

II. Vorstandssitzungen zu München 1905.

I. 3. Okt. Anwesend: Frhr. v. Hertling, Dr. Cardauns, Dr. Weiß, Dr. Binder, Prof. Bardenhewer, Dr. Weyman, Prof. Knöpfler, Prof. Schlecht, Prof. Baumgartner, Prof. Kampers, Prof. Krieg, Domkapitular Selbst, Justizrat J. Bachem, Dompropst Scheuffgen, Prof. A. v. Schmid, Prof. Grauert, Prälat Ad. Franz, Prälat Ehjes, Prof. Hüffer, Dompropst Koenig, Prof. Falk, Prof. Beyerle.

1. Es werden gewählt als Mitglied des Ehrenpräsidiums: Erzellenz Dr. Fr. J. v. Stein, Erzbischof von München-Freising; als Mitglieder des Vorstandes: P. Prof. Grijar (Innsbruck), S. J., Prof. Dr. Endres (Regensburg), Prälat Dr. Paulus (München), Archivdirektor Geistl. Rat Dr. Jungnick (Breslau).

2. Für das Generalregister des Historischen Jahrbuches hat Rustos Dr. Freys (München) eine Probe über zwei Hefte eines Jahrganges gefertigt, es werden ihm 50 Mark dafür bewilligt; auch wird er beauftragt, die Probe bis zum 1. Dezember dahin zu erweitern, daß auch alle diejenigen Novitäten, über welche kurze Besprechungen erschienen sind, in dieselbe aufgenommen werden. Die vorgelegte neue Probe soll durch ein Münchener Komitee, bestehend aus der Redaktion des Jahrbuches, den Herren Frhr. v. Hertling und Prälat Franz, begutachtet, und im Einvernehmen mit dem Generalsekretär die endgültige Entscheidung über die Form und die Modalitäten der Herausgabe getroffen werden.

Für Anfertigung des regelmäßigen Jahres- oder Bandregisters soll Herr Freys 100 Mark als besonderes Entgelt erhalten.

3. Die Besprechung über das Philosophische Jahrbuch wird ausgesetzt.

4. Staatslexikon. Der Vorstand beauftragt Herrn Dr. Jul. Bachem, schon jetzt die Vorbereitung einer eventuellen dritten Auflage in der von ihm bezeichneten Richtung (konsequente Durchführung des Programms der zweiten Auflage) in die Hand zu nehmen. Eine an sich äußerst wünschenswerte Verhandlung mit der Firma Herder, betr. Aenderung des Verlagsvertrages zugunsten der Gesellschaft, soll erst in einem späteren Stadium der Vorbereitung versucht werden.

5. Der Jahresbericht des Historischen Instituts zu Rom wird verlesen. Herr Prälat Ehjes beantragt, die bisherigen Stipendien der Herren Schaefer, Schweiger, van Gulik für das folgende Jahr zu bewilligen. Wird angenommen. Der Betrag für Kopisten soll von 300 auf 400 Mark erhöht werden. Hr. Ehjes erhält die Ermächtigung, durch die deutsche Botschaft die Vorrechte der staatlichen Institute bei Benutzung von Bibliotheken, Museen u. zu erwirken, wenn nötig gegen Erlegung einer Kautionssumme von einigen hundert Mark bei der deutschen Botschaft. Dem R. preussischen Institut zu Rom sollen dauernd sämtliche in der Bibliothek desselben nicht vorhandenen historischen Publikationen als Entgelt für die dem Institut der Gesellschaft freundlich gewährte Benutzung der Bibliothek und Studienräume zugesandt werden; Dr. Reichenberger erhält eine Remuneration von 500 M. für seine Publikation in den Quellen und Forschungen.

6. Wissenschaftliche Stipendien. Ein Privatdozent erhält auch für das folgende Jahr sein bisheriges Stipendium von 2000 M., ein zweiter Privatdozent ein Stipendium von 600 M. Einem mit vorgehichtlichen Forschungen beschäftigten Gelehrten wird ein Stipendium von 1000 M. bewilligt.

7. Für die geplante Herausgabe einer deutschen (mit anderssprachigen Beiträgen) Zeitschrift *Anthropos*, ethnologisch-linguistischer Natur, durch P. W. Schmidt (St. Gabriel, Mödling) werden 1000 M. jährlich bis auf weiteres an diesen bewilligt.

8. Die Fortzahlung der Unterstützung von 1200 M. für den *Oriens Christianus* wird vorderhand sistiert, um diesbezüglich die Meinung des Herrn Prälaten de Waal zu hören.

9. Herr Domkapitular Selbst hat drei Anträge eingebracht. 1. Der Vorstand möge erwägen, ob und wie die Herausgabe eines schon in Vorbereitung befindlichen wissenschaftlichen Handbuches der altorientalischen Altertumskunde und Geschichte (in ihren Beziehungen zur Heiligen Schrift) unterstützt werden kann. 2. Der Vorstand möge die Gründung einer neuen Sektion für archäologische, religionsgeschichtliche, philologische etc. Studien in Erwägung ziehen. 3. Es möge Anregung gegeben werden, daß von katholischen Fachgelehrten eine wissenschaftlich-kritische Sammlung der ältesten religiösen Ueberlieferungen der Völker herausgegeben werde. Ad 1. Die Herausgabe wird mit Freuden begrüßt, das Werk soll ev. unterstützt werden. Ad 2. werden Bedenken laut, ob die nötigen Kräfte schon jetzt vorhanden; doch soll die Sache weiterer Verhandlung in Fachkreisen vorbehalten werden. Ad 3. Dasselbe gilt auch hier. Die Herren Selbst, Bardenhewer und Hoberg werden ersucht, der nächsten Generalversammlung bezüglich 2 und 3 Ausführungsvorschläge zu machen.

10. Ein Antrag betreffend Unterstützung der Bewegung für bessere technische Ausbildung des Krankenpflege-Personals wird als außerhalb des Aufgabentranges der Gesellschaft liegend abgelehnt, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit einer solchen Bewegung.

11. Die Redaktion des Historischen Jahrbuches wird ermächtigt, für Propagandazwecke bis zu 200 Mark zu verausgaben.

Frhr. v. Hertling.

G. Hüffer.

II. 5. Okt. Nach der allgemeinen Sitzung fand noch eine kurze Vorstandssitzung statt (anwesend die Herren Dr. Frhr. v. Hertling, Prof. Grauert, Dr. Cardauns, Prof. Baumgartner, Domkapitular Selbst, Prof. Schlecht, Prof. Hüffer, Prälat Paulus, Prof. Alois v. Schmid und Prof. Endres).

Der Vorstand nahm Kenntnis von der folgenden, von der Sektion für Geschichte angenommenen Resolution: „Unter Anerkennung der erfreulichen Tätigkeit des römischen historischen Instituts drückt die historische Sektion den dringenden Wunsch aus, daß für das Institut in Rom ein eigenes Arbeitsheim geschaffen werde.“ Der Vorstand beschloß, Herrn Prälaten Dr. Ghies um ein Gutachten über diese Frage zu ersuchen.

Herr Prof. Baumgartner berichtet über einige von Herrn Dr. Dyroff in der philosophischen Sektion vertretene und dort angenommene Thesen. Der Vorstand beschloß: „Herr Dr. D. möge sich mit Herrn Prof. Baeumker in Verbindung setzen, um mit ihm, eventuell unter Zuziehung weiterer Kräfte, die Grundzüge eines Arbeitsplanes, betr. die Inventarisierung des in den Bibliotheken vorhandenen handschriftlichen Materials zur Geschichte der Scholastik, zu entwerfen.“ Der Vorstand beschloß weiter, Herrn Prof. Baumgartner zu beauftragen, sich in freundschaftlicher Weise mit Herrn Prälaten Gutberlet in Verbindung zu setzen, um demselben die in der philosophischen Sektion hervorgetretenen, auf das philosophische Jahrbuch bezüglichen Wünsche mitzuteilen und seine Äußerung darüber zu erbitten.

Frhr. v. Hertling.

Dr. H. Cardauns.



III. Eröffnungsrede des Frhrn. v. Hertling über Leistungen und Aufgaben der Görresgesellschaft.

(Gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung zu München am 4. Oktober 1905.)

Die Görresgesellschaft tagt nicht zum ersten Male in München. Im Sommer 1879, wenige Jahre nach der Begründung, sind wir schon einmal hier gewesen. Wir waren damals noch in dem Stadium des Tastens und Suchens. Das Programm in seinen Grundzügen war das gleiche wie heute, aber noch hatte sich die allgemeine Tendenz nicht in bestimmten Einzelaufgaben ausgeprägt, in deren Erfüllung sie ihre fruchtbare Verwirklichung finden sollte. Eine nach der anderen haben sich diese im Laufe der Jahre eingestellt. Zuerst das *Historische Jahrbuch*, jetzt in seinem 26. Bande vorliegend. Berufen, ein Sammelpunkt der katholischen Historiker zu werden, erfreut es sich weit darüber hinaus in den Kreisen der Fachmänner eines wohlbegründeten Ansehens. Dann das *Philosophische Jahrbuch*, seit 17 Jahren eifrig bemüht, mit den philosophischen Bestrebungen der Gegenwart Fühlung zu halten und die Probleme, welche die Neuzeit bewegen, im Sinn und Geist der *Philosophia perennis* zu lösen. Es folgte unser *Staatslexikon*, eine Frucht jahrelanger sorgfältiger Vorbereitung, welche insbesondere den peinlichen Mangel an fachmännisch geschulten Mitarbeitern zu überwinden hatte. Mit Genugtuung und berechtigtem Stolz dürfen wir darauf hinweisen, daß das Werk in seinen fünf Bänden in zweiter Auflage vollendet vorliegt und wir uns mit dem Gedanken an eine neue Bearbeitung tragen dürfen. Sie wird sich, so hoffen wir, in wichtigen Punkten abermals als eine verbesserte herausstellen. Als viertes großes Unternehmen nenne ich das *Historische Institut* in Rom, welchem in der vollständigen Sammlung und Bearbeitung der Akten des Konzils von Trient eine viel beneidete, auf Jahre hinaus die Kräfte in Anspruch nehmende Aufgabe zugefallen ist. Von der Art ihrer Durchführung geben die beiden bis jetzt erschienenen Bände, denen demnächst ein dritter folgen soll, erfreuliches Zeugnis.

Ich übergehe anderes. Wird doch ohnehin der alsbald zur Verlesung kommende Geschäftsbericht unseres Generalsekretärs ein genaues Bild von der Tätigkeit der Gesellschaft während des abgelaufenen Jahres entwerfen. Ich wollte nur zeigen, daß dem Jugendstadium, in welchem sich die Görresgesellschaft im Sommer 1879 hier vorgestellt hat, eine Periode rüstiger männlicher Arbeit gefolgt ist. Haben wir doch auch an Pfingsten 1901 in Coblenz, der Geburtsstadt des Mannes, nach welchem sie sich nennt, das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern können. Nicht in jedem Jahre hat eine Generalversammlung stattgefunden und so trifft es sich, daß wir die fünfundzwanzigste hier in München begehen, wo Joseph v. Görres seine glänzende Lehrtätigkeit entfaltete, wo er seinen Athanasius schrieb und seine letzte Ruhestätte fand. Möge diese fünfundzwanzigste Generalversammlung der Ausgangspunkt für eine neue Periode gesteigerter Arbeit und umfassenderer Leistungen werden!

Oder sollen wir uns damit begnügen, nur das Begonnene fortzusetzen und das Bestehende zu erhalten? Wir müßten uns hierzu entschließen, wenn wahr wäre, was vor einigen Wochen in einem befreundeten Blatte stand, und die Gesellschaft sich wirklich seit Jahren in einem stetigen Rückgange befände. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall, und so muß es sich vielmehr umgekehrt für uns darum handeln, durch vermehrte Anspannung unserer Kräfte, durch neue Aufgaben, die wir uns stellen, das tätige Interesse immer weiterer Kreise zu gewinnen.

Vier Sektionen waren bei Gründung der Gesellschaft ins Auge gefaßt worden: für Philosophie, für Geschichte, für Rechts- und Sozialwissenschaft, für Naturwissenschaft. Daß sich nach diesen vier Richtungen das Leben der Gesellschaft nicht in gleichem Maße entwickelt hat, kann niemand befremden. Es lag in der Natur der Verhältnisse. Arbeitsziele ließen sich überall ersinnen, Arbeitskräfte konnten wir nicht nach freier Wahl beliebig herbeischaffen. Wir fanden uns auf diejenigen angewiesen, die vorhanden waren oder sich uns aus freien Stücken darboten. So müssen wir bekennen, daß die naturwissenschaftliche Sektion während des zurückgelegten Zeitraumes im Grunde nur auf dem Papier bestanden hat. Nicht, daß nicht auch für naturwissenschaftliche Zwecke durch alle die Jahre hindurch mehr oder weniger erhebliche Aufwendungen gemacht worden wären! Wir haben angehende Gelehrte in ihren Forschungen unterstützt und wissenschaftliche Reisen ermöglicht. Aber es fehlte an einem größeren Unternehmen, das den Mittelpunkt der zerstreuten Bestrebungen hätte abgeben können. Nur bei einer einzigen Generalversammlung hat die Sektion versucht, sich als solche zu konstituieren und Beratungen gepflogen. Vielleicht wird das in Zukunft nicht viel anders werden. Das grenzenlos sich ausdehnende Gebiet naturwissenschaftlicher Forschung ist in eine kaum mehr überschaubare Menge von Einzelfeldern zerlegt. Disziplinen, die noch vor einem Menschenalter unter einem gemeinsamen Namen enge nebeneinander liegende Aufgaben zu verfolgen schienen, wandeln jetzt getrennte Wege und arbeiten mit verschiedenen Mitteln. Bei der Fülle der Ergebnisse wird es dem Fachmann schwer, nur sein eigenes Gebiet vollständig zu beherrschen, geschweige denn, daß er Lust empfinde, Exkursionen in fremde Gebiete zu machen. Eine naturwissenschaftliche Sektion, wenn sie diesen Namen wirklich verdienen sollte, müßte wenigstens für alle wichtigeren Fächer geschulte Vertreter aufweisen. Ich weiß nicht, ob unsere Mitgliederliste schon jetzt hierzu die Möglichkeit gibt. Dazu kommt ein weiterer Umstand, welcher die Schwierigkeit vermehrt. Daß die naturwissenschaftliche Forschung zu materialistischer Weltanschauung hinführen müsse, ist zwar eine falsche und grundlose Behauptung, richtig dagegen ist vielleicht ein anderes. Die Beschäftigung mit der sinnfälligen Wirklichkeit, die Handhabung der auf die Feststellung des Tatsächlichen gerichteten Forschungsmittel erzeugt eine Gewöhnung des Denkens, welche geneigt macht, nur das für wertvoll und bedeutsam zu halten, was diesen Forschungsmitteln zugänglich ist. Was darüber hinausragt, läßt man auf sich beruhen, oder sieht es als außerhalb der wissenschaftlichen Interessensphäre liegend an. Und diese Gewöhnung des Denkens wird durch die fortschreitende Zersplitterung der Wissenschaft befestigt. Wem die Aufgabe gesteckt ist, ein eng umgrenztes Einzelgebiet in erschöpfender Weise zu ergründen, verliert erst recht das Interesse an Fragen, welche ihm, verglichen mit der konkreten Bestimmtheit seines mühevollen aber auch ergiebigen Tageswerkes ins Rebelhafte und Gestaltlose zu verschwimmen scheinen. Darum zieht es den Spezialisten vor allem zum Spezialisten, den Fachmann zum Fachmanne, um die eigene Beobachtung durch die fremde zu ergänzen oder an ihr zu kontrollieren, und die versuchten Schlußfolgerungen der Nachprüfung zu unterbreiten. Und endlich: Naturforschung und Naturerklärung wollen die Wirklichkeit erfassen und begreifen. Jede fremde aus dem Standpunkte und der Beschaffenheit des Beobachters stammende Zutat soll nach Möglichkeit ferngehalten werden. Werturteile aber haben hier gar keine Stelle. Hier gibt es keine erwünschten oder unerwünschten Begebenheiten, keine beglückenden oder niederschmetternden Tatsachen. Lediglich darum handelt es sich, festzustellen, was wirklich ist und geschieht, und durch welche dem Naturlaufe angehörenden Mittel es zustande kommt. Der einzelne Gelehrte mag daneben als Mensch das regste Interesse für andere Lebensgebiete empfinden, für künstlerische, vaterländische, religiöse Bestrebungen, aber der Antrieb fehlt ihm, zwischen dieser und seiner berufsmäßigen Arbeit einen Zusammenhang herzustellen. Die Wichtigkeit, welche auch für diese letztere ein weiterer Ausblick und die Orientierung unter höher gelegenen Gesichtspunkten haben könnte, bleibt unwürdigt. So gibt es zwar, Gott sei

Dank, katholische Naturforscher, aber die Görresgesellschaft wird, fürchte ich, einstweilen noch darauf verzichten müssen, dieselben zu einem gemeinsamen Unternehmen erfolgreich zusammenzuführen.

Die Philosophie steht am entgegengesetzten Pole. Auch sie soll freilich Wissenschaft sein, nicht Begriffsdichtung; denkende Erfassung dessen, was ist und Gültigkeit besitzt für alle denkenden Wesen. Aber ihr Bereich ist das Abstrakte und das Allgemeine, das über die sinnfällige Wirklichkeit Hinausliegende und daher mit den Mitteln der exakten Forschung nicht Erreichbare. Von der Psychologie als Erfahrungswissenschaft ist dabei nicht die Rede, sondern von dem, was von jeher als das eigentlichsste Heiligtum der Philosophie gegolten hat, von Metaphysik und Ethik. Je weiter die hier einschlagenden Fragen abliegen von Maß- und Gewichtsbestimmungen und chemischer Reaktion, desto umfassender ist zugleich die Tragweite der versuchten Antworten und desto enger der Zusammenhang mit den innersten Bedürfnissen, den tiefsten Regungen des menschlichen Geistes. Es gibt keine christliche Chemie und keine katholische Astronomie, aber eine katholische Philosophie gibt es seit den ersten christlichen Jahrhunderten und wird es immer geben. Denn den gläubigen Katholiken drängt es, die Offenbarung mit der Vernunft, den Inhalt seines religiösen Glaubens mit den Anforderungen des Denkens in Harmonie zu setzen, und der katholische Philosoph kann nicht achtlos an der geheimnisvollen und dennoch lichtspendenden Ergänzung vorübergehen, welche die aus übernatürlicher Quelle strömende Heilslehre dem menschlichen Grübeln und Forschen darbietet, möge es sich auf den tiefsten Sinn des Universums hin richten oder Ausgang nehmen von den Rätseln, welche die Menschenbrust einschließt. So hat sich denn auch unsere philosophische Sektion von den ersten Anfängen der Gesellschaft an eines besonders regen Lebens zu erfreuen gehabt. Es wird keine Generalversammlung vergangen sein, bei welcher nicht eine oder mehrere Sitzungen derselben stattgefunden hätten. In früherer Zeit wurden in gedruckten Jahresberichten Mitteilungen darüber gebracht. An ihre Stelle trat später das in vier Quartalsheften erscheinende Philosophische Jahrbuch. Vielleicht ist nunmehr der Augenblick herangekommen, zu erwägen, ob wir dasselbe seinen bisherigen Gang unverändert fortsetzen lassen, oder ob wir versuchen sollen, ihm eine weitere Ausgestaltung zu geben. Anregungen und Wünsche in dieser Richtung sind in der letzten Zeit geäußert worden, vielleicht verfestigen sie sich in den diesmaligen Verhandlungen zu bestimmten Vorschlägen. Der Vorstand wird dann gewiß nicht unterlassen, mit den verdienten Herausgebern darüber ins Benehmen zu treten, ob und wie solchen Wünschen Rechnung getragen werden kann.

Gelegentlich ist der Vorwurf laut geworden, daß sich die Geschichtswissenschaft einer zu weit gehenden Bevorzugung erfreue. Das Historische Jahrbuch mit seinen Ergänzungsheften, das Historische Institut mitsamt den Quellen und Forschungen nehmen in der Tat einen beträchtlichen Teil unserer Mittel in Anspruch. Ich glaube indessen nicht, daß wir dies zu bereuen haben. Ein Zweifaches muß hier geleistet werden. Die katholischen Historiker wollen den Nachweis erbringen, daß sie, was historische Methode, was Akribie der Forschung und Umfang der Gelehrsamkeit betrifft, vor keinem Wettbewerber zurückzutreten brauchen. Sodann soll zweitens in der Beurteilung geschichtlicher Ereignisse und geschichtlicher Persönlichkeiten dem katholischen Standpunkte sein Recht gewahrt werden. Gewiß hat der Historiker nach Objektivität zu streben. Objektiv hat er zu sein, indem er die Geschehnisse treu und vollständig, unbemäntelt und unentstellt in emsiger, vorurteilsloser Arbeit ans Licht zieht. Objektiv soll er sein, indem er bestrebt ist, Personen und Handlungen aus Zeit und Umständen verständlich zu machen, indem er bei der Beurteilung derselben Licht und Schatten gerecht verteilt. Aber eben indem wir von ihm gerechte Beurteilung verlangen, billigen wir ihm einen Maßstab zu, den er an die zu beurteilenden Tatsachen anlegt. Wird auch diesem Maßstabe gegenüber die Forderung der Objektivität,

d. h. also der Gültigkeit für alle Beurteiler, erhoben, so kann derselben doch nur in beschränktem Umfange entsprochen werden, dann nämlich, wenn wir bei Personen und Handlungen nach dem Verhältnis von Absicht und Erfolg, von Mittel und Zweck fragen. Soll nicht dabei stehen geblieben, soll ein Urteil abgegeben werden über den Wert des Erfolges und die Berechtigung des Zweckes, so drängt dies unabweislich auf einen letzten, absoluten Maßstab hin, der eben darum nicht mehr den geschichtlichen Verhältnissen entnommen werden kann, den der Historiker anderswoher mitbringen muß — aus der für ihn feststehenden Welt- und Lebensanschauung. Es ist ein unmögliches oder vielmehr ein trügerisches Verlangen, auch hier noch Objektivität zu fordern. Tatsächlich hat das Wort dann einen anderen Sinn. Wer dem katholischen Historiker Mangel an Objektivität zum Vorwurfe macht, weil er in der Wertung geschichtlicher Vorkommnisse seinen Standpunkt zum Ausdruck bringt, erhebt in naiver Anmaßlichkeit den entgegengesetzten Standpunkt zum allein gültigen und ausschließlich berechtigten. Seit den Tagen der Magdeburger Zenturiatoren ist in der deutschen Geschichtschreibung eine der katholischen Kirche feindselige Auffassung in überreichem Maße zu Worte gekommen. Grund genug, demgegenüber auch die unsrige nachhaltig und vernehmlich geltend zu machen. Daß dieses Bedürfnis in unseren Kreisen längst empfunden wurde, daß infolgedessen die Zahl der katholischen Historiker eine relativ große war und ist, hat der historischen Sektion der Görresgesellschaft zu besonders regem Leben und erfolgreicher Kraftentfaltung verholfen. Demgemäß dürfte es zur Zeit nicht geboten sein, den Rahmen, welcher den genannten beiden Unternehmungen, dem Historischen Jahrbuch und dem römischen Institut, gesteckt ist, weiter auszudehnen. Dagegen ist auf der vorigjährigen Generalversammlung in Mainz von fundiger Seite unser Augenmerk auf eine neue Aufgabe hingelenkt worden, welche zwar gleichfalls dem Bereiche der Geschichtswissenschaft angehört, aber einen von der bisher in Angriff genommenen völlig verschiedenen Charakter zeigt.

Bekannt ist die Erweiterung und Vertiefung, welche intensive Arbeit und glückliche Entdeckungen unserer Kenntnis des alten Orients gebracht haben, bekannt auch die Tragweite, welche diese erweiterte Kenntnis für die Erklärung und Würdigung des Alten Testaments besitzt. In überwiegendem Maße lag die Forschung auf diesem Gebiete bisher in den Händen nichtkatholischer Gelehrter, und die Folgerungen, welche sie aus ihren Ergebnissen für die Wertung der biblischen Schriften zogen, und welche alsbald ein lautes Echo in der weiten Öffentlichkeit fanden, entsprechen naturgemäß dem von ihnen eingenommenen Standpunkte. Katholischerseits ist hier manches nachzuholen, und es würde nur dem Programme unserer Gesellschaft entsprechen, wenn sie anregend und fördernd dafür einträte, und das neue Arbeitsgebiet würde ihr, wie wir zuversichtlich hoffen, neue Freunde zuführen. Aber ich verhehle mir doch auch die Schwierigkeiten nicht, die mit der Durchführung verbunden sind. Dabei denke ich nicht einmal an das erforderliche Maß von Wissen und Können, an die Treue und Sorgsamkeit in der Handhabung der Methode — das sind selbstverständliche Dinge. Ich denke vielmehr an die Probleme, welche zu den soeben erwähnten lebhaften Auseinandersetzungen geführt haben: an die Stelle, welche im ganzen der altorientalischen Literatur und Kultur dem Geistesleben des jüdischen Volkes anzuweisen ist. Freilich stehen wir hier zuletzt vor einem Geheimnisse. Kein Gelehrtencharfseinn und kein Hilfsmittel der Methode dringt tief genug, um das Zusammenwirken göttlicher Mitteilung und menschlicher Aufnahmefähigkeit auf eine glatte, ein für allemal gültige Formel zu bringen. Trotzdem aber kann sich eine wissenschaftliche Betrachtung der alttestamentlichen Bücher der Verpflichtung nicht entziehen, den Zusammenhängen nachzugehen, welche sie mit der Literatur der stammverwandten Völker verbinden und die Spuren aufzuspüren, in denen sich die allgemeinen Eigenschaften der Rasse und der Einfluß des auf freundlichem oder feindlichem Wege zustande gekommenen Austausches der Kulturgüter erkennen lassen. Daß darüber die Autorität und die höhere Würde jener

heiligen Urkunden verloren gehe, fürchte ich nicht, ihr eigenartiger Charakter wird nur in um so hellerem Lichte erscheinen. Wohl aber wird vielleicht die eine oder andere Meinung aufgegeben werden müssen, an welcher frühere Ausleger festhielten.

Auch die im engsten Dienste der Kirche stehende Wissenschaft ist der Entwicklung unterworfen. Von Anfang an war ihre Aufgabe, die Tatsachen der Heilsgeschichte genau zu fixieren und den Inhalt der von den Aposteln überlieferten Lehre Christi in seiner ganzen Fülle und Tiefe zu erfassen und auseinanderzulegen. Als das ebenso naturgemäße wie unentbehrliche Hilfsmittel boten sich hierfür die vorhandenen Bildungselemente. Griechische Weisheit gewann ihre höchste Weihe in der Verwertung, welche sie bei den Begründern der christlichen Spekulation und Wissenschaft fand. Von ihr übernahm man die Ausdrucksweise, die Begriffskonstruktionen, die Methode der Auslegung. Auch die allegorische Deutung der heiligen Texte war nicht die Erfindung der griechischen Kirchenväter, auch nicht die des Juden Philon, sondern lange vor ihm in den griechischen Philosophenschulen geübt worden. Jetzt befriedigte sie jahrhundertlang nicht nur das religiöse Empfinden, sondern auch den Wissenstrieb der christlichen Welt. Augustin erblickt gelegentlich den hohen Wert der mosaischen Urkunde gerade darin, daß ihre Worte nicht etwa eine Auslegung als die allein zutreffende verlangen, sondern einen vielfachen Sinn einschließen. Was aber die spekulative Durchdringung der Offenbarungslehre betrifft, so war es zuerst der in den Schulen übliche Eklektizismus, später der Neuplatonismus, noch später Aristoteles, bei dem die christlichen Lehrer in die Schule gingen. Im dreizehnten Jahrhundert, da die Scholastik ihren Höhepunkt erreichte, war die Assimilation der aus der antiken Philosophie und Wissenschaft überkommenen Bestandteile in der denkbar vollständigsten Weise gelungen. Wie aus einem Gusse steht das Lehrgebäude des Aquinaten vor uns. Welche Einzelfrage er sich auch stellen mag, es ist die gleiche einheitliche Denkweise, die uns in der Antwort entgegentritt.

Aber wie begründet auch die Wertschätzung, ja Bewunderung der Scholastik ist, so muß doch zugegeben werden, daß hinter dem spekulativen Interesse, hinter dem Drange nach erschöpfender systematischer Ausgestaltung der Lehre die geschichtliche Betrachtung und geschichtliches Verständnis zurückstanden und daher ihre Methode nicht genügen kann, wo letzteres in Frage ist. Die Bedeutung der überlieferten Texte, der heiligen wie der profanen, der Kirchenväter wie des Aristoteles, wird vor allem darin erkannt, daß ihre einzelnen Bestandteile den einzelnen Punkten des Lehrgebäudes die autoritative Bestätigung geben. Ihre Auslegung erfolgt im Sinne einer feststehenden Tradition. Im Grunde gehören die einzelnen Aussprüche gar nicht mehr den ursprünglichen Verfassern an. Philosophie und Theologie der Schule haben sie sich zu eigen gemacht und mit ihrem Stempel versehen. Ich brauche nicht zu sagen, wie verschieden hiervon das Verfahren ist, welches moderne Philologie und kritische Geschichtsforschung überlieferten Texten gegenüber einschlägt, wie hier das erste Gebot verlangt, den vereinzeltten Ausspruch aus dem Zusammenhang zu verstehen, dem er ursprünglich angehörte, und das zweite, den Schriftsteller nicht in das fremde Licht einer späteren Denkweise zu rücken, sondern aus sich selbst und seiner Zeit zu begreifen. Jedes Fragment soll wiederum dem Gefüge eingegliedert werden, dem es entnommen ist, und jeder Schriftsteller in die Welt zurückversetzt, der er angehört. Kein Anhaltspunkt darf übersehen, jedem leisesten Winke muß nachgegangen werden, damit der wirkliche Sinn des Ausspruches eindeutig festgestellt werde. Des weiteren gilt es sodann, Motive und Einflüsse aufzudecken, welche den Autor zu seinem Ausspruche bestimmten. Zur völligen Beherrschung des sprachlichen Materials muß die nicht minder vollständige Bekanntschaft mit dem schriftstellerischen Milieu, dem zeitgeschichtlichen Hintergrund, der Kultur- und Bildungsstufe hinzutreten. Nur vereinte Kräfte können hier Erfolge gewinnen. Dem Gegebenen muß der Sprachforscher, der Historiker, der Archäologe die Hand reichen. Die

Theologie kommt zunächst nicht in Frage; es handelt sich um ihre Vorhöfe und Nebenländer, daher auch Laien zur Mitarbeit berufen sind und die Görresgesellschaft, die ja aus schwerwiegenden Gründen die Theologie von ihrem Programm ausschließt, ohne Bedenken sich hier ein neues Ziel der Tätigkeit stecken darf.

Ich habe mich schon zu lange bei unserer historischen Sektion und der in Vorschlag gebrachten Erweiterung derselben durch eine orientalistische Abteilung aufgehalten und wende mich nun noch rasch zu der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft. Sie kann auf das Staatslexikon als auf ein Lebenswerk verweisen, aber im Grunde hat sie selbst nicht viel Verdienst daran. Zum weitaus größten Teile gebührt dasselbe dem ersten und dem an die Stelle des zu früh verstorbenen getretenen zweiten Herausgeber. Die Sektion ist selten in die Erscheinung getreten, ihre Vorsitzenden haben wiederholt gewechselt, unter den Teilnehmern an unseren Generalversammlungen war es stets nur eine kleine Minderzahl, deren wissenschaftliches Interesse ihrem Arbeitsgebiete zugekehrt war. Vielleicht hängt das mit der auch früher schon hervorgehobenen Tatsache zusammen, daß die Laienwelt der Görresgesellschaft gegenüber noch immer eine gewisse Zurückhaltung an den Tag legt und von Anfang bis heute der Klerus es gewesen ist, der eifrig und opferwillig sich ihr angeschlossen hat. Und doch fehlt es nicht an katholischen Juristen. Wir freuen uns ihrer führenden Tätigkeit und rüstigen Mitarbeit in den Parlamenten, verstehen aber auch, wenn diesen Männern wenig freie Zeit für andere Dinge verbleibt. Aber wo sind die übrigen? Der katholische Juristenverein hat seine Funktionen mehr oder minder eingestellt. Es bestand die Hoffnung, daß nach der wissenschaftlichen Seite hin unsere Sektion an seine Stelle treten werde; bisher hat dieselbe sich nicht erfüllt. Und doch gibt es Fragen der juristischen Wissenschaft, welche eine Erörterung im engeren Kreise von Gefinnungsgenossen wünschenswert machen. Um solche der juristischen Technik handelt es sich dabei selbstverständlich nicht, sondern um Probleme von grundsätzlicher Bedeutung, wie solche beispielsweise die in Aussicht — glücklicherweise in recht entfernter Aussicht — stehende Revision des Strafgesetzbuches einschließt. Die grundstürzenden Theorien der soziologischen Kriminalistenschule lassen eine Verständigung unter katholischen Juristen und einen festen Zusammenschluß zur Verteidigung der bedrohten Positionen dringend nötig erscheinen. Näher für uns liegt noch ein anderes. Ich habe zu Anfang bemerkt, daß der Vorstand sich berechtigt glaube, eine künftige neue Bearbeitung des Staatslexikons ins Auge zu fassen. Es wäre in hohem Grade förderlich, wenn mit Rücksicht hierauf aus der Mitte der rechts- und sozialwissenschaftlichen Sektion sachkundige Beurteilungen des Geleisteten und ebenso sachkundige Verbesserungsvorschläge an die Redaktion gebracht würden.

Prinzipientreu und modern zugleich soll und will das Staatslexikon sein, fest auf der Grundlage katholischer Welt- und Lebensanschauung stehend und doch umsichtig und weit-sichtig den Bedürfnissen der Heutzeit Rechnung tragend. Das ist keine leichte Aufgabe, und man darf sich nicht wundern, wenn sie nicht mit einem Schlage gelöst wurde. Aber im Grunde ist es die gleiche Aufgabe, welche heute an jeden gebildeten Katholiken herantritt, ganz besonders dann, wenn er im öffentlichen Leben zu handeln berufen ist. Wir leben in einer Periode des Ueberganges. Anschauungen und Maximen, von denen frühere Generationen sich in politischen Fragen mit zweifelloser Zuversicht leiten ließen, haben den Anspruch auf unbedingte Geltung verloren. Mehr noch gilt dies selbstverständlich von Theorien, welche vergangenen Jahrhunderten ihren Ursprung verdanken. Auch die innerhalb der Kirche aufgestellten politischen Theorien sind der Entwicklung unterworfen und in ihren wechselnden Ausprägungen Kinder der Zeit, der sie entstammen. Wie könnte es auch anders sein? Politische Reflexion setzt bestimmte tatsächliche Verhältnisse voraus. Nur in den aller seltensten Fällen und nur in ganz beschränktem Umfange sind menschliche Gemeinschaftsbildungen frei im Sinne einer Theorie entworfen worden. Weit häufiger ist die

letztere nur das Fazit, welches nachträgliche Ueberlegung aus dem geschichtlich Gewordenen gezogen hat. Augustinus, dessen Werk vom Gottesreiche auf die folgenden Jahrhunderte so vielfältig eingewirkt hat, weiß überhaupt noch von keiner politischen Theorie. Er kennt den Staat, wenn anders dieser Name hier Anwendung findet, vornehmlich in der Gestalt des aus dem Heidentum hervorgegangenen römischen Weltreiches mit seiner Gewalttätigkeit, seiner Völkertnechtung, aber auch mit den Lichtseiten, die seine ältere Geschichte aufweist, Gemeinfinn und Bürgertugend. Nur wie in weiter Ferne schwebt ihm das Bild christlicher Gemeinwesen vor, wo gotterleuchtete Fürsten die ihnen anvertrauten Völker dem ewigen Ziele entgegenführen. Grundsätzliche Erörterungen über das gegenseitige Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt liegen ihm fern, auch da, wo er, wie bekannt, die Anrufung der staatlichen Obrigkeit und die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen Andersgläubige verteidigt. Nirgends zeigt er sich bemüht, Aussprüche der Heiligen Schriften oder Bestandteile der übernatürlichen Heilslehre so lange zu pressen, bis sich daraus die Direktive für eine bestimmte Form menschlichen Gemeinlebens oder die ausschließlich anzustrebende Gesellschaftsordnung herleiten läßt. Erst mußte sich die mittelalterliche Kirche machtvoll entfalten, mußte sie ihre zivilisatorische Mission an den neuen Völkern nach der organisatorischen wie nach der erzieherischen Seite bekundet, mußte das Lebenswesen sich entwickelt haben, damit alsdann wie Prophetien ex post Theorien über das Verhältnis von Papst und Kaiser aufkommen konnten. Gewiß, in der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung war die völkerumspannende, segenspendende, alle Schätze der Bildung austreuende Kirche die oberste Macht und der an ihrer Spitze stehende Papst der höchste Herr der Christenheit. Gewiß, für eine im Glauben geeinte Welt ließ sich mit logischer Konsequenz aus der göttlichen Stiftung der Kirche der Satz begründen, daß alle Kreatur dem römischen Papste Gehorsam schulde. Und ebenso: wenn alle einig sind im Glauben an die eine gemeinsame Wahrheit, dann erscheint als selbstverständlich, daß die weltliche Obrigkeit die Wahrheit schützen und den Irrtum niederhalten müsse. Aber die geschichtliche Entwicklung ist bei den Verhältnissen und Einrichtungen der mittelalterlichen Welt nicht stehen geblieben. Man mag dies beklagen, man mag die Wiederkehr einer Zeit wünschen, wo der Himmel der Erde so nahe schien und jede Betätigung und jedes Vorkommnis dieses armen Lebens verklärt wurde durch die unmittelbare Beziehung auf eine höhere überirdische Welt. Tatsächlich aber gehört sie der Vergangenheit an. Die frühere enge Verbindung und wechselweise Durchdringung des Geistlichen und Weltlichen hat sich gelockert bis zu völliger Scheidung und Entfremdung. Ganze Völker haben sich von der katholischen Einheit losgelöst, weite Kreise innerhalb der zivilisierten Welt stehen bewußt und ausgesprochenermaßen nicht mehr auf dem Boden des offenbarungsmäßigen Christentums. Und darum hilft es nichts, man muß sich zu der rückhaltlosen Anerkennung entschließen, daß auch jene Theorien der Vergangenheit angehören. Die Geschichte des Staats- und Kirchenrechtes mag sie pietätvoll konservieren, die Direktive für eine Gestaltung menschlichen Gemeinlebens können sie nicht mehr abgeben.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich meine selbstverständlich nicht, daß nicht auch heute noch der gläubige Katholik zur Unterwerfung unter den Papst in alle dem verpflichtet wäre, was dem Gebiete des Glaubens und des christlichen Lebens angehört, und daß es nicht auch heute noch für ihn nur die eine von der Kirche verkündete Wahrheit gäbe. Aber nicht darum handelt es sich, sondern um die Frage, wie wir unser Zusammenleben mit den anderen einrichten sollen, die eben nicht gläubige Katholiken sind und denen wir unseren Glauben nicht aufzotrohierten können, selbst wenn wir es wollten. Zur besseren Verdeutlichung meines Gedankens darf ich an einen Vorgang aus neuester Zeit erinnern, an den vielbesprochenen Toleranzantrag der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstag.

Um den unerträglichen Beschränkungen ein- für allemal wirksam zu begegnen, welche eine veraltete Gesetzgebung in einzelnen deutschen Staaten der katholischen Religionsübung

bereitet, wird hier als oberster Grundsatz für die rechtliche Ordnung des religiösen Lebens der staatsbürgerlichen Freiheit proklamiert. Erlaubt ist, was nicht durch die allgemeinen Strafgesetze verboten ist. Niemand wird denen, die den Antrag eingebracht und vertreten haben, ansinnen wollen, daß sie in oberflächlichem Indifferentismus das eigene Bekenntnis jedem anderen gleichstellten oder dem Glauben an die eine katholische Wahrheit abgeschworen hätten. Aber sie wissen, daß sich in der heutigen Welt Freiheit für die eigenen hochgehaltenen Bestrebungen nur erringen und behaupten läßt, wenn man sie rückhaltlos unter den Schutz der allgemeinen Freiheit stellt. Sie wissen, daß Folgerungen aus Glaubenssätzen nur von denen anerkannt werden, die jenen Glaubenssätzen zustimmen, und daß jeder Versuch, das Nebeneinanderbestehen getrennter Konfessionen im Sinne eines Bekenntnisses gesetzgeberisch regeln zu wollen, bei den Anhängern aller anderen wie bei den Feinden jedes religiösen Bekenntnisses auf zähen Widerstand, offenen Hohn oder haßerfüllte Repressalien stoßen würde. Weil diese Dinge in ihrer harten Realität sich nicht ändern lassen, soll man ihnen ruhig ins Auge sehen und sich mit ihnen einrichten. Insbesondere soll man sich hüten, dadurch Mißtrauen zu wecken, daß man Ansprüche, die in der heutigen Welt nicht mehr durchgeführt werden können, weil ihre ideale Grundlage von einem großen Teile dieser heutigen Welt nicht mehr anerkannt wird, trotzdem als die im Grunde allein berechtigten hinstellt. Sittlich-religiöse Forderungen decken sich nicht mit den Normen des Rechts, und diese letzteren müssen auf so breiter Grundlage errichtet werden, daß sie alle Bürger eines Staates ergreifen, wie verschieden auch ihre religiösen Bestrebungen gerichtet sein mögen. Und dies eben ist es, was wir, wie ich glaube, von unserem Staatslexikon verlangen und für dasselbe fordern sollen. Es wird den katholischen Standpunkt niemals verleugnen dürfen — denn wozu wäre es sonst da? — aber es wird in allen Fragen des öffentlichen Lebens nur dasjenige zu vertreten haben, was unter den tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart möglich und geboten ist.

Damit darf ich meinen Ueberblick über die bisherigen Leistungen und künftigen Aufgaben der Görresgesellschaft beenden. Wir wollen nicht stehen bleiben, weil wir nicht zurückgehen wollen!

Ein Gedanke von allgemeiner Bedeutung und Tragweite drängt sich zum Schlusse auf. Rücksichtsloser als je hat in der heutigen zivilisierten Welt der Ernst des Lebens alle Stände, alle Kreise und jeden einzelnen in seine Wirbel gezogen, höher als in irgend einer früheren Epoche sind die Anforderungen gespannt, welche an jeden Beruf und jede Lebensstellung herantreten. Es wäre eine Täuschung, zu meinen, daß hiervon nur die Klassen betroffen wären, die man im engeren Sinne als die arbeitenden zu bezeichnen pflegt. Auch der beneidete Arbeitgeber muß zusehen, daß er im Kampfe ums Dasein nicht unterliegt. Nicht anders auf dem Gebiete der Wissenschaft! Ohne zähe, selbsttätige Arbeit sind hier keine Erfolge zu gewinnen. Wem es genügt, auf den Früchten fremden Fleißes auszuruhen und ererbte Schulweisheit treulich zu reproduzieren, hat in dem mächtig aufgeregten Geistesleben der Gegenwart auf Beachtung nicht zu rechnen. Die staunenswerten Fortschritte in Naturerkenntnis und naturbeherrschender Technik, die ungeahnte Steigerung des Verkehrs, aber auch ruhelose Kritik und leidenschaftliche Agitation rütteln unausgesetzt an allem von alters Ueberkommenen, neue überraschende Ausblicke, neue Beziehungen stellen sich ein; wissenschaftliche Hypothesen wetteifern mit tiefgreifenden Vorschlägen auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Friedliches Weiterstreiten auf gewohnten Geleisen scheint nirgends mehr möglich! Wohl ist es wahr, daß menschliches Lebensglück durch all die gesteigerten Zurüstungen zum Leben nicht gemehrt wird. Und nicht minder wahr ist, daß in allem diesem Sturm und Drang, in allen Irrungen und Krisen der neuen Welt die alte Kirche unerschüttert aufrecht steht. Zuversichtlich wie am ersten Tage geht sie ihrem heiligen Berufe nach, unvermindert strömt in ihr die Fülle

übernatürlichen Gnadenlebens, heute wie vor nahezu zwei Jahrtausenden verkündet sie die gleiche göttliche Wahrheit. In lückenloser Kontinuität reihen sich an die Apostel die Lehrer der ersten christlichen Jahrhunderte, die Kirchenväter, die großen Theologen des Mittelalters und der folgenden Zeit. Jene Unwandelbarkeit macht unsere Festigkeit aus, diese Kontinuität, die keine divergierenden Richtungen, keinen jähen Umschwung der Meinungen und keine Katastrophen kennt, ist unsere Stärke und unser Reichtum. Trotzdem dürfen wir die Zeichen der Zeit nicht mißachten. Wir sind Erben einer großen Vergangenheit, aber die Gegenwart respektiert nicht, was war, sondern was ist. Auch an uns richtet sie die gesteigerten Anforderungen. Darum gilt es, mit unserem Erbe zu wuchern, es gilt, die von den früheren Geschlechtern übernommenen Schätze auszumünzen in den Formen, die dem heutigen Verkehr geläufig sind. Das Vertrauen in die Ueberlegenheit der Prinzipien, das erhebende Bewußtsein jener Kontinuität sollen uns nicht träge machen, Konservatismus darf nicht in Schlendrian ausarten, nur mit Anspannung aller Kräfte, nur unter Aneignung aller modernen Kulturgüter können wir Katholiken in der modernen Welt erfolgreich unsere Stellung behaupten.

Auf dem Gebiete der weltlichen Wissenschaften nach dem bescheidenen Maße ihrer Mittel möchte die Görresgesellschaft hierzu Hülfe leisten. Möge auch die heutige Generalversammlung nicht allzu weit hinter diesem großen Ziele zurückbleiben.



IV. Das römische Institut der Görresgesellschaft

im Jahre 1905.

An die Extraordinaria und die Eleemosyna der päpstlichen Kammer unter Johann XXII., welche im vorigen Jahre bearbeitet wurden, schloß Dr. J. Schäfer in diesem Jahre die regelmäßigen und ständigen Ausgaben an, von denen er folgende Titel erledigte: pro vadiis ordinariis, die Gehälter der Beamten, pro coquina, die Küche, panataria, die Bäckerei, buticularia, die Kellerei, und endlich den Marstall. Während die Titel des Vorjahres mehr die politische Zeitgeschichte mit ihren kriegerischen Verwicklungen hervortreten ließen, kamen diesmal vorzüglich wirtschaftsgeschichtliche Fragen in Betracht, namentlich die Warenkunde, der Wechsel im Preise der Waren, Kurswert und Kaufkraft des Geldes. Auch über die Herkunft der Waren und Lebensmittel, über Groß- und Kleinhändler erhalten wir wertvolle Aufschlüsse. Ungemein schwierig ist freilich die Aufgabe, die Menge der damals üblichen Münzen, Maße und Gewichte mit unseren heutigen in ein sicheres System und Verhältnis zu bringen. Leichter ist es, die Werte der verschiedenen damaligen Einheiten unter einander zu vergleichen, obgleich auch hier die Unbestimmtheit mancher Ausdrücke, wie z. B. 10 Sack Getreide, nur eine annähernde Berechnung zuläßt. Es sind noch einige kürzere Titel der Ausgaben zurück, die Dr. Schäfer im ersten Quartal des neuen Arbeitsjahres abzuschließen gedenkt, so daß der zweite Band der Vatikanischen Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung im Mittelalter ohne Unterbrechung des Druckes auf den ersten folgen kann.

Im Drucke dieses ersten Bandes, den unser früheres Mitglied Dr. E. Göller, jetzt Assistent am kgl. Preussischen Institut, herausgibt, ist leider durch Erkrankung des betreffenden Setzers in der Offizin von Schöningh in Paderborn nach dem 30. Bogen eine Störung eingetreten; um so nachdrücklicher wollte der Verleger, da das Hindernis nunmehr gehoben ist, im September den Satz wieder aufnehmen und schnell zu Ende führen.

Dr. B. Schweizer, der im Oktober 1904 neu eintrat, übernahm das Gebiet der Traktate zum Konzil von Trient und hat sich vor allem über das vorhandene Material, zunächst im Vatikan und sonst in Rom, eine möglichst genaue Uebersicht verschafft, die dann bei einem Osteraufenthalt in Neapel auf die dortige Nationalbibliothek, bei der Hin- und Rückreise aus Deutschland auf das Archiv von Parma (Farneze) und die Carte Cerviniane in Florenz ausgedehnt wurde. Auch wurden die gedruckten Handschriftenkataloge auswärtiger, namentlich französischer Bibliotheken durchforcht, dabei aber den römischen Fundstellen gegenüber wenig Neues gefunden. Ueberaus zahlreich sind die Traktate, die sich auf die Vorgeschichte des Konzils beziehen, sowie die Reformtraktate; die große Mehrzahl davon ist unbekannt. Etwa die Hälfte des gefundenen Materials ist kopiert; die zweite Hälfte wird etwa noch bis Ostern Arbeit bieten. Zu einem ungedruckten Traktat des Cochläus, der fragmentarisch in Cod. Conc. 11 enthalten ist, hat Dr. Schweizer in Cod. Conc. 14 die fehlenden Stücke aufgefunden und so die an Paul III. und die Kardinäle gerichtete Schrift vervollständigt. Nähere Aufmerksamkeit hat Dr. Schweizer dem Kardinal Bartolomeo Guidiccione gewidmet, der bei dem genannten Papste in hohem Ansehen stand; ein Abriß über dessen Leben und Werke, die sich eingehend mit Konzilsfragen beschäftigen, erscheint demnächst in der Römischen Quartalschrift.

Die Akten des Konzils wurden von Dr. Ghies in der bereits früher ange deuteten Richtung gefördert. Der erste Band schloß mit dem 4. Februar 1546. Seitdem sind Textkritik und Kommentar um mehrere Sessionen vorangeschritten. Mit der vierten am 8. April wurde der Kanon der Heiligen Schrift nebst den zugehörigen Reformdekreten über Vulgata, Bibeltext und Bibelausgaben erledigt; mit der fünften am 17. Juni das Dogma von der Erbsünde und die vielumstrittene Regelung des Predigtamtes. Daran schließt sich nun die grundlegende Frage der Rechtfertigung, die das Konzil bis zum 13. Januar 1547 beschäftigte, weil neben der Vielseitigkeit des Gegenstandes die gleichzeitigen kriegerischen Ereignisse in Deutschland längeren Aufschub verursachten. Bis jetzt ist die erste allgemeine Beratung des Dogmas (Generaldebatte), durch die Väter sowohl wie durch die Theologen, zur Behandlung gekommen; mit dem Dekretsentwurf, der am 22. Juli in Auftrag gegeben wurde, wird die weitere Bearbeitung einzusetzen haben. Der Gang ist allerdings ein etwas langsamer; wenn man aber bedenkt, daß es sich hier um ein noch durch keine ordnende Hand gegangenes Rohmaterial handelt und daß viele Konzilsredner ihre Belege aus dem Gedächtnis zu nehmen pflegten, wobei die sachliche wie die bibliographische Genauigkeit oft sehr zu Schaden kam, so begreift man leicht, daß in der Kommentierung kein sehr schnelles Tempo obwalten kann. Doch ist zu erwarten, daß bis zu Ende des nächsten Jahres die Akten bis zur Verlegung des Konzils nach Bologna druckfertig sein werden.

Das Staatsarchiv zu Lucca besitzt eine beträchtliche Anzahl von Berichten, fast sämtlich aus dem Jahre 1646, die ein von dort stammender Bischof, Benedetto de Nobili, aus Trient an die Signoria seiner Vaterstadt richtete. Dr. Ghies hat von denselben eine Abschrift erworben und wird ein Referat darüber in der Römischen Quartalschrift erscheinen lassen; wertvoll sind sie namentlich deshalb, weil sie die Eingriffe der Politik Karls V. in die Freiheit des Konzils und die steigende Erbitterung der Väter darüber deutlich zum Ausdruck bringen. — Zu der Frage über die Glaubwürdigkeit Paolo Sarpis konnte ein weiterer Beitrag geliefert werden, aus dem sich immer deutlicher ergibt, daß der Venetianer die Fälschung von Konzilsakten zu einem förmlichen System ausgebildet hatte. Das Nähere wird im Historischen Jahrbuch zu lesen sein. — Auch die Herausgabe der Berichte Lorenzo Campeggios vom Augsburger Reichstag 1530 hat in der Römischen Quartalschrift eine Fortsetzung erfahren.

Dr. W. van Gulik hat das Material für den dritten Band von P. Eubels *Hierarchia catholica* vollständig gehoben und war seit März mit der Ausarbeitung

beschäftigt, beginnend mit der *Series cardinalium*, die bis zum Jahre 1587 durchgeführt ist. Die übrigen Teile werden im Laufe des nächsten Jahres zum Abschlusse gelangen und der Band noch vor Ende 1906 in Druck gehen können. Es wurde nach Vereinbarung mit P. Eubel ein etwas verändertes Druckschema gewählt, welches auch einer nicht zu fernem Neuauflage des ersten und zweiten Bandes zugrunde gelegt werden soll. Es ist sodann ein vierter Band beabsichtigt, der von 1592—1700 reichen soll, während die Abtsreihe der Konfistorialklöster, die für das 16. Jahrhundert schon vollständig zu Handen ist, für eine getrennte Herausgabe reserviert bleibt.

Der Druck des zweiten Diarienbandes (*Conc. Trident. tom. II*), der schon für dieses Jahr vorgemerkt war, mußte leider verschoben werden, weil Prof. Dr. Merkle in Würzburg während seines Rektorates keine Zeit zu den Korrekturarbeiten erübrigen konnte. Dafür sind Herausgeber und Verleger übereingekommen, jetzt von Herbst an den Druck um so schneller und stetiger zu fördern. Unterdessen werden von Dr. Buschbell und Dr. Postina die Arbeiten an der Korrespondenz und den späteren Akten des Konzils fortgesetzt.

Erschienen ist der zehnte Band der Quellen und Forschungen, nämlich der erste Band der kaiserlichen Nuntiatur aus dem von der Görresgesellschaft übernommenen Zeitraume, von Ende 1584 bis März 1587, herausgegeben von Pfarrer Dr. R. Reichenberger. Die Fortsetzung, zunächst bis zum Jahre 1590, ist gleichfalls seit Jahren in Arbeit und wird, nachdem der erste Band vorliegt, bald zum Abschlusse gebracht sein.

Zu dem *Chronicon actitatorum temporibus Benedicti XIII* (Petri de Luna) des Martinus de Alpartil, von welchem ca. 400 Seiten gedruckt sind, hoffte der Herausgeber, P. Fr. Ehrle, S. J., laut Schreiben vom 25. August gegen Mitte September das ganze noch fehlende Manuskript samt Einleitung, Vorrede usw. an Schöningh senden und den Band nun ohne Unterbrechung zum Abschluß bringen zu können.

Der Druck des Buches von Prof. Dr. Meister in Münster, *Die päpstlichen Geheimschriften bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, ist das Jahr hindurch ununterbrochen vorangegangen, wenn auch etwas langsam, weil der Eindruck der vielen Geheimzeichen bei jedem Bogen Aufenthalt verursachte.

In den vortrefflich eingerichteten Bibliotheks- und Arbeitsräumen des Kgl. Preussischen Instituts wurden durch die Zuvorkommenheit des Direktors, Geheimrat Dr. Mehr, auch den Mitgliedern unseres Instituts ständige Arbeitstische zur Verfügung gestellt, die besonders für die Nachmittage eine sehr günstige und gern benützte Arbeitsgelegenheit boten.

München, 3. Oktober 1905.

Mjgr. Dr. Ehes.



Nachtrag über die Arbeiten vom 1. Oktober bis Ende Dezember 1905.

Dr. H. Schäfer hat die noch rückständigen Ausgabetitel der päpstlichen Kammer von 1316—1334 nunmehr ausgezogen, nämlich die *Expensae*: 1. pro vestibus, pannis et forraturis; 2. pro ornamentis; 3. pro scriptura et libris; 4. pro operibus et aedificiis; 5. pro bulla et litteris curiae. Es erübrigt nur noch, die Serie der *Miscellanea* auf einschlägiges Rechnungsmaterial zu untersuchen, worauf das Ganze zum Druck bereitgestellt werden kann.

Dr. B. Schweizer hat auf der Rückreise aus Deutschland die Bibliotheken von Bologna und Florenz nach Konzilsaktataten durchsucht, jedoch meist nur häufig wiederkehrende Abschriften gefunden. Die völlige Ausbeutung der *Carte Cerviniane* in Florenz mußte freilich wegen Kürze der Zeit auf später verschoben werden. Im vatikanischen Archiv wurden sodann die Traktate der ersten und zweiten Konzilsperiode zu Ende geführt, mit der dritten Periode ein guter Anfang gemacht. Reicher fast als das Archiv ist die

vatikanische Bibliothek namentlich an Reformtraktaten, so von Andres Camutius, Johannes de Caccio, Johannes Florentini u. a. Außerdem wurde der bedeutende Nachlaß des jüngeren Campeggio (Thomas, Bischof von Feltre) und des Augustinergenerals Hieron. Seripando in Angriff genommen.

Dr. Ghies setzte vor allem die Kommentierung der Konzilsakten über die Rechtfertigung fort und konnte manche bisher unbekannte Originalvota ans Licht ziehen. Am 23. September 1546 wurde der Generalkongregation ein zweiter Dekretsentwurf vorgelegt, den dann wieder Bischöfe und Theologen der gewissenhaftesten Prüfung unterzogen. Die fortschreitende Bearbeitung führte dazu, ein besonderes Augenmerk auf das Verfahren des Konzilssekretärs Angelo Massarelli in der Redigierung seiner ursprünglichen Protokolle für die zum Druck bestimmte Fassung zu richten und das Entstehen der letzteren Schritt für Schritt, oft bis in die kleinsten Einzelheiten zu verfolgen. Die Archivarbeiten zur letzten Konzilsperiode unter Pius IV. wurden wieder aufgenommen und zunächst bis zum 6. Juni 1562 fortgesetzt, mit welchem Tage die früher von Dr. Reichenberger angefertigten Kopien beginnen.

Dr. W. van Gulik setzt die Arbeiten am dritten Bande der *Hierarchia catholica* nach der früher bezeichneten Weise fort. Auch die Drucke der Herren P. Fr. Ehrle, Dr. Gölner gehen regelmäßig weiter; das Buch von Prof. Dr. Meister über die päpstlichen Geheimschriften ist im Sahe bereits vollendet mit Ausnahme der Geheimalphabete, die ein ganz eigenes Verfahren erfordern. Der Druck des zweiten Diariendbandes durch Prof. Dr. Merkle hat begonnen und wird durch die Verlagsbehandlung sehr eifrig gefördert.

Rom, 26. Dezember 1905.

Mjgr. Dr. Ghies.



V. Ein Grundproblem aus Luthers Seelenleben.

Göttliche Sendung, dämonische Anfeindung.

Vortrag von Prof. H. Grijar S. J. auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft
5. Oktober 1905.

Wer den Beginn der unseligen Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts vom psychologischen Standpunkt betrachtet, stößt auf mancherlei ungelöste Probleme. Als psychologisches Grundproblem darf man eine Erscheinung betrachten, die einen wahren Motor der Zeit bildet. Sie zieht als größtes aller Rätsel den Blick des Forschers mächtig an. Ich meine den ernstlichen, stets wiederholten Anspruch der neuen Lehrer, dem sich Ungezählte willig unterwerfen, von Gott gesendet, und den Anspruch der neuen Dogmen, durch eine Art Offenbarung der Welt gebracht zu sein; ferner die tief in die germanische Welt eindringende Idee, die damit zusammenhängt, nur der Teufel feinde das neue Licht an, den Teufel gelte es zu bekämpfen. Diese zwei eng verbundenen Gedanken, Sendung durch Gott für eine himmlisch legitimierte Wahrheit und Anfeindung durch den Teufel, sie treiben mit Hast und Leidenschaft den Pulschlag der neuen Glaubensprediger, sie hallen aus den Sermonen, Schriften, Flugblättern und Korrespondenzen übereinstimmend heraus.

Besonders aber ist es die im Vordergrund erscheinende Person des Wittenberger Lehrers, welche beides für sich in Anspruch nimmt. Ja, man muß sagen: Von ihm geht nicht bloß die Losung der Gottesendung und des Teufelskampfes aus, sondern er konzentriert

das eine und das andere in sich. An seiner göttlichen Sendung nehmen die übrigen nur teil; zu dem fürchterlichen Teufelskampfe, den er durchfechten muß, sind sie nur als Helfer berufen.

Die Weite des Themas und die Enge der Zeit nötigen mich, auf Luther allein die heutige Erörterung des psychologischen Problems einzuschränken. Er selber wird ja, sobald man ihn psychologisch betrachtet, zum vornehmsten Problem der ganzen gärenden, verworrenen, unglücklichen Zeit.

I.

Man darf die außerordentliche Erscheinung der Person Luthers nicht verflachen; man muß sie nicht bloß mit ihrer genialen und titanischen Kraft nach außen nehmen, wie sie ist, man muß vor allem ihr einzigartiges Seelenleben nach Gebühr bewerten. Einer verflachenden Auffassung begegnet man aber häufig zunächst auf seiten der modernen protestantischen Theologie. Sie geht gern sachte vorüber an den schroffsten Ansprüchen Luthers auf Gottesgesandtschaft und Offenbarungen und an dem unzeitgemäßen Ringen mit dem Teufel, selbst dem sichtbaren. Das gilt hauptsächlich von der Schule Ritschls. Luther wird da fast nur zu dem glücklichen Theologen, der, wenn auch auf schweren innern Lebenswegen und durch mühevollen Schriftforschung, endlich zum Besten der Welt wiedergefunden habe, wie man einen „gnädigen Gott“ erhalte, der aber vor allem die Freiheit der persönlichen religiösen Ueberzeugung zurückerobert und die moderne Selbstständigkeit des Individuums grundgelegt habe. Also Glaubensfreiheit? Wir werden heute gelegentlich sehen, wie Luther mit dröhnender Stimme, jagen wir mit Lutherzorn protestiert haben würde gegen jeden Nachkömmling, der den Finger auch nur an einen einzigen Artikel des Credos legt. Hier müssen wir unseren historischen Luther gegen seine neuesten Freunde verteidigen. Seinen Ruhm setzte er darein, unerbittlich, ausschließlich und wie ein Gebirgsfelsen starr dazustehen, zum Schutze des apostolischen Bekenntnisses und besonders natürlich zur Wehr für die durch seinen Mund göttlicherseits verkündeten Wahrheiten vom Glauben allein ohne Werke und von der Schrift allein ohne Papstkirche und ohne Tradition der Väter.

Aber auch in der katholischen Literatur wird Luther bisweilen verflacht. Verflachung ist es, wenn man an die Stelle seiner falschen Lebensidee ganz und gar äußerliche Motive setzt, Streitslust, Stolz, Eigenwille, Sucht nach Ruhm oder nach Befriedigung der Sinnlichkeit; wenn man in der Verhandlung über ihn stehen bleibt bei gewissen sittlichen Mängeln seiner Person, deren ja freilich genug vorhanden sind, statt psychologisch ihm auf den Grund zu dringen. Utilitätsrückichten der Polemik dürfen bei unseren Studien nicht den Ausschlag geben; und man wolle ja nicht vergessen, daß die heutigen Gegner bereitwillig große Fehler in Luther zugestehen, aber doch ihre Gründe zu haben glauben, ihn als Heroen zu feiern. Es dürfte gleichfalls nicht eine normgültige Behandlung Luthers sein, wenn man seine verschiedenen theologischen Irrgänge allzu ernst nimmt und mit Akribie jeder doktrinellen Position nachgeht, die er unter beständigem Wechsel und ohne Scheu des eigenen Widerspruches einnimmt je nach Bedarf des Streites oder auch je nach dem Zuge seiner ihn selbst verführenden Rhetorik. Auch daß er zu seiner Beglaubigung keine Wunder und Weissagungen anführen kann, braucht man wahrhaftig nicht zu beweisen. Ich rede hier nicht von den populären Kontrovers- oder Belehrungsschriften.

Für den Historiker kommt es darauf an, kalt und nüchtern die abnormen Ansprüche, die Luther der fünfzehnhundertjährigen allgemeinen Weltkirche gegenüber auf Gottesendung erhebt, und die außerordentliche dämonische Anfeindung, die er beständig leiden will, zu erklären und verständlich zu machen. Das ist keine Polemik, das ist ein auf wissenschaftliche Methode gegründetes Studium. Es ist auch keine Theologie, sondern kritische Profanarbeit. Zugleich bin ich der festen Ansicht: wenn ich die Resultate solcher von mir

unternommenen Arbeit hier vorlege, würde jedes polemisch scharfe Wort diese Versammlung sehr verunzieren. Ich will nicht im entferntesten Andersgläubige beleidigen. Aber ebenso sind wir alle mit Recht der Meinung, daß die Görresgesellschaft zur Pflege katholischer Wissenschaft nicht auf das Recht verzichten kann, die vielerörterte Person Luthers voll und ganz und nach allen Seiten hin zum Gegenstand gelehrter Erörterung in ihrer Mitte machen zu lassen.

Zu den psychologischen Resultaten bei Döllinger, Janssen und Denifle ist manches verbessernd nachzutragen. Denifle selbst würde in der Fortsetzung seines Werkes sich sicher mehr auf die Psychologie Luthers verlegt und verschiedene seiner Aufstellungen vertieft oder eingeschränkt haben, wenn nicht der Todesengel das arbeitsvolle, in glühender Verteidigung der Kirche erschöpfte Leben hier zu München abgeschnitten hätte.

Zunächst müssen wir uns den mysteriösen Charakter der Gottesgesandtschaft und der Offenbarungen Luthers genauer vergegenwärtigen; sodann ist das Nötige zur psychologischen Erklärung aus seinem Geistesgange beizubringen.

In eine mysteriöse Welt versetzt Luther uns mit mancherlei bisher zu wenig beachteten Aussprüchen. Er sagt nach der erst in der Ausgabe von Lauterbachs Tagebuch bekannt gewordenen Quelle: „Mir wurde unter dem Fluche des ewigen Borneß angekündigt (*interminatum est*), daß ich an dieser Lehre auf keine Weise zweifeln dürfe.“ „Ich habe schreckliche Visionen gesehen,“ sagt er in einer amtlichen theologischen Verhandlung zum Abgesandten der Straßburger, Casel, der es protokolliert, *vidisse se visiones horribiles*, auch Engel habe er oft gesehen; er habe „den Schauder des Todes“ durchgemacht, während sein Geist die Lehren aufnahm. In „todesähnlichen inneren Leiden“ sei er gelegen, versichert er in einem Briefe von der Wartburg, und in die schauerlichsten Tiefen der Mystik sei er geführt worden. „Willst du wissen,“ schreibt er an Melanchthon, „wo, wann und wie wir göttlicher Mitteilungen gewürdigt werden? Wenn eintritt, was geschrieben steht: »Wie ein Löwe hat er alle meine Gebeine zerschmettert« (Jf. 38, 13) und »Mein Leben hat sich genahet dem Reiche der Toten« (Ps. 87, 4). Gottes Majestät kann nicht mit dem alten Menschen vertraulich reden, ohne vorher zu töten . . . Die Träume und die Gesichte der Heiligen sind schreckhaft, wenigstens nachdem sie verstanden sind.“

Auf göttliche Mitteilung, deren er gewürdigt worden, will der bestimmte Ausdruck „Offenbarung“ hinweisen, den er viel öfter braucht, als man anzunehmen geneigt ist.

„In dieser Schule (von Wittenberg),“ sagt er, „hat Gott sein Wort geoffenbart . . . Alle, welche uns fliehen, sind vom Glauben abgefallen.“ — „Obgleich Gott es einem gegeben und befohlen hat,“ sagt er, „das Evangelium zu predigen, so finden sich dennoch andere, auch unter den Schülern, die es besser wissen wollen.“ — Ferner anderswo: „Durch seine Gnade hat Gott mir diese Lehre geoffenbart.“ — Und wieder: „Durch Offenbarung Gottes bin ich wie ein Gegenpapst dazu berufen, dieses Reich des Fluches (das Papsttum) auszurotten.“ Darum, so versichert er, sei ihm der „Heilige Geist gegeben“, zu lehren, was er lehre. Johannes Cochläus fragte ihn, um seine Sicherheit zu schrecken: „Hast du denn deine Lehre durch Offenbarung?“ Luther dachte einen Augenblick nach, und dann sprach er beherzt: „Ich habe sie durch Offenbarung . . . das leugne ich nicht.“ An mehreren späteren Stellen bezeichnet er auch den Ort im Wittenberger Kloster, auch den Turm usw., wo die überirdische Erleuchtung hauptsächlich stattfand, und sagt, während seines tagelangen angstvollen und aufgeregten Nachsinnens über die Stelle „Der Gerechte lebt aus dem Glauben“ sei sie ihm zuteil geworden.

Nun leugnete er aber doch bei anderer Gelegenheit, Offenbarungen und Visionen gehabt zu haben. Es war, als die Wiedertäufer ihn mit ihrer Schwarmgeisterei in die Enge brachten. Sie spielten ihre Offenbarungen aus, und da sah Luther mit sehr praktischem Blicke, daß es besser sei, sich von diesem Felde zurückzuziehen. Da stellte er ihnen

um sie zu überwinden, anstatt des inneren Wortes das iog. äußere Wort entgegen, d. h. er steifte sich darauf, daß das Wort der Bibel allein für ihn sei. Aber was sehr bemerkenswert ist, selbst in diesem beginnenden Streite machte er den ersten Anlauf gegen Karlstadt und die Schwärmer mit den eigenen Offenbarungen, und später fiel er auch wiederholt in diese unentbehrliche Taktik zurück. Er beansprucht wenigstens, ihm sei zuerst die Sendung von oben für die neue Lehre zugeteilt worden; „Ich bin ja der erste, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat . . . Ich bin der gewesen, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, Euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen.“ Nur, wenn jemand „etwas mehr offenbaret werde“, will er „folgen“. Inzwischen hat er die „Erstlinge des Geistes“ (*primitiae spiritus*) erhalten, auf ihn muß man hören. „Geist hin, Geist her,“ rief er da gelegentlich, „ich habe auch Geister gesehen!“ Diese Schwärmer, dabei blieb er immer, haben nichts aufzuweisen von dem Siegel der inneren Angst und Schmerzen, unter denen seine Lehre geboren wurde; diese Theologie des geistigen Todes, die „Theologie des Kreuzes“, kennen sie nicht, wie er sie nennt. Was weiß Karlstadt und sein Anhang von dem „göttlichen Geborenwerden und häufigen Sterben und der durchkämpften Höllepein“?

So bestand er auf dem göttlichen Ursprung seiner Lehre und Sendung. Würde er aber wirklich dafür gestorben sein, wie er öfter versichert? Ich glaube zu gewissen Zeiten unbedingt ja. Er hätte Huz nachgeahmt. Zu bestimmt beteuert er Todes- und Leidenbereitschaft in den vertrautesten Freundeskreisen, unter Herzensergießungen, die wohl Illusion, aber keine Heuchelei sein können. Der Spott von gewisser Seite ist nun einmal nicht am Plage. Ich nehme Luther ernster in dieser Beziehung, als viele heute noch. Er wäre zumal nach den düsteren Monaten auf der Wartburg, wo seine Geistes- taufe war, imstande gewesen, das Lebensopfer zu bringen; ferner namentlich nach seinem Siege in den Teufelskämpfen von 1527 und 1528, wovon später; dann in der Hochflut seines Zornes während seines Aufenthaltes auf der Roßburg zur Zeit des Augsburger Reichstages. „Ich habe nichts,“ schreibt er schon frühe einem alten Freunde, „als meinen schwächlichen und gebrechlichen Leib, um ihn hinzugeben. Nehmen sie mir das Leben, so kürzen sie mir um ein oder zwei Stunden das irdische Dasein, aber die Seele werden sie nicht nehmen.“

Mit furchtbarer Gewalt hat er es eben sich in die Seele zu prägen gewußt: „Daß ich das rechte und reine Wort Gottes lehre, dafür setze ich meine Seele zum Pfande und will auch darauf sterben . . . Glaubst du es nicht, so wirst du verdammt.“ Er glaubt, was er tue, sei „Rat und Tat Gottes“; und wer abweicht von seiner Lehre, der begeht eines der „höchsten, schändlichsten und schädlichsten Laster auf Erden“. — „Ich will meine Lehre ungerichtet haben von jedermann, auch von allen Engeln; denn fintemal ich ihr gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel, wie St. Paulus spricht (Gal. 1, 18), Richter sein, daß wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden.“

„Wenn dem Oberlehrer,“ heißt es bei ihm, „etwas geoffenbart wird,“ dann hätten die anderen zu schweigen, nach Paulus (I. Kor. 14, 30). Jedoch diese Gegner alle, Schwarmgeister samt Papisten, sind nach seinen in den grellsten Formen wiederholten Versicherungen ihrer Sachen gar nicht gewiß, können es auch gar nicht sein. Eck und Cochläus und alle seine Widersacher, der Papst an der Spitze mit sämtlichen Bischöfen, sie reden gegen ihr besseres Wissen und Gewissen; im Inneren geben sie Luther recht, aber nach außen müssen sie gegen ihn pochen. „Nu werden doch aufs klarste aus der Heiligen Schrift die Artikel der reinen Lehre erwielet,“ und „doch hilft nichts bei ihnen“. Aber weicht man auch den Gründen nicht, sagt er, „ich bin je gewiß, daß mein Wort nit mein sondern Christi Wort sei“. Wie wird man so gewiß? Die Antwort lautet in der früheren Zeit: „Der Geist wird seiner Sachen gewiß.“ In der späteren Zeit aber, als

die Position des Geistes auch von anderen eingenommen war, ruft er (und nach dem früheren verstehen wir den Ruf): Im Besitze des Wortes bin ich, das geschrieben ist, und da „wollt ich gar nicht, daß ein Engel zu mir käm, denn ich glaubt ihm doch nicht icht“. Mit einer Selbsttäuschung, die uns unbegreiflich ist, wollte er nicht sehen, daß andere genau dasselbe Recht hätten, das geschriebene Wort auszulegen, wie er. Er selbst hatte ehemals die Freiheit der Auslegung in den extremsten Formen proklamiert.

Wir kennen die anderen Einwürfe seiner katholischen Gegner. Aber ihn schreckten gar nicht die ungeheuren Widersprüche seines Systems von Glauben und Gnade, die Unmöglichkeit, die er selber genug inne wurde, fest zu glauben an die eigene Heiligung ohne selbsttätige Werke und bloß durch äußere Zurechnung einer fremden Heiligkeit, nämlich der Heiligkeit Christi. Ihn schreckten auch nicht die Einwürfe gegen die von ihm gepredigte Unfreiheit. Im Gegenteil, nach Luthers Art sich selbst übertrumpfend, sagt er, wenn ihm Gott auch einen freien Willen anböte, er wolle ihn nicht: *Nollem mihi dari librum arbitrium*. Es ist dies die Lehre, von der Melanchthon nach dem Tode Luthers erklärte, daß ihre Vertreter ins Zuchthaus gehörten.

In der Idee seiner göttlichen Sendung läßt sich Luther auch nicht stören durch die Folgen seines Werkes, die moralischen Ruinen vor seinen Augen, die sich so hoch türmen, daß er nur in der Verkündigung des kommenden Weltendes einen Ausgang findet. Trotz der Auflösung Deutschlands, dem er selbst den bevorstehenden blutigen Untergang kündigt — weil es ihm nämlich nicht glauben will — ruft er: „Es falle nur alles in Trümmer.“ Man erkenne, daß ich „einer der Apostel und Evangelisten in deutschen Landen bin, von Gott verordnet“, der lehrt „von Gott Gnaden“, welchen Namen „soll mir der Teufel in Ewigkeit nicht vertilgen“.

Die Nähe Gottes durchzittert ihn gerade in den unerhörtesten Ergüssen seiner Wut gegen den Papismus und dessen Verteidiger. Eine bedenkliche psychologische Erscheinung!

Eine bedenkliche Erscheinung ist es auch, wenn er fast wie im Größenwahne versichert: „Vor mir hat man nichts gewußt,“ und wenn er dieses rhetorisch *per partes* ausführt. Ähnlich ruft er: „Durch mich hat die Welt mehr gelernt, als sie durch tausend Konzilien hätte lernen können.“ Als Kraftmensch mochte er sich ja wirklich allen seinen Gegnern überlegen fühlen; keiner von allen führte wie er die Feder im Streite. Aber er hält es auch nicht für Größenwahn, selbst die gefeiertsten kirchlichen Geister aller Zeiten tief unter sich zu stellen und ihrer gelegentlich zu spotten; nur daß er allerdings sagt, die wunderbaren Gaben habe ihm Gott gegeben.

Er hat alles, was kommen soll, erfüllt; der Antichrist ist durch ihn entlarvt; das Ende der Welt kann ruhig eintreten; ja es muß jetzt kommen, weil nach der Schrift die Enttarnung des Antichrist das Zeichen des Weltendes ist.

Wie hat er aber den Antichrist enthüllt und unschädlich gemacht? Nun, niemand in der ganzen Geschichte hat dem Papsttum, denn das ist ja der Antichrist, solchen Schaden mit gewaltiger Hand zugefügt, wie er. Er meint es niedergeworfen zu haben für immer. Dieser große Erfolg ist für ihn das höchste Argument seiner Sendung von oben. Wie oft schreibt er: Was Kaiser und Könige nicht konnten, das habe ich armer Luther fertig gebracht, eine solche ins Riesige gewachsene Niederlage des römischen Drachens! Das hat durch mich Christus getan, der nach dem Bibelwort mit dem Hauche seines Mundes jetzt sichtbar den Antichrist hinwegrafft. Wie wenig habe ich mich eigentlich anstrengen müssen. Um so leuchtender der Beweis für meine Sendung. — „Das Wort Gottes hat (so wörtlich die bekannte Stelle aus seinen Predigten) wenn ich geschlafen hab', wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo (mit Melanchthon) und Amsdorf getrunken hab, also viel getan.“

Die Raschheit des schrecklichen Abfalles in Deutschland ist allerdings etwas Erstaunliches; sie ist ein Anblick, der den Beobachter erstarren macht; aber sie ist, nach ihren Ursachen betrachtet, weder eine göttliche noch eine menschliche Beglaubigung von Luthers Werk. Sie erklärt sich nicht bloß aus Luthers wirklich großen Anlagen und verhängnisvollen Kräften, mehr noch aus den morschen Zuständen des deutschen Kirchenlebens, die uns niemals warnend genug zum Bewußtsein kommen.

Vom niedersten Volke an mit seinem Mangel an Unterricht und seiner vielfach veräußerlichten Religionsübung bis hinauf zum verweltlichten und saumseligen Episkopate und bis zu den Fürsten und Magistraten voll von Willkür in kirchlichen Dingen fand das Sturmwort des Wittenberger Lehrers alles nur zu gut vorbereitet. Es bedurfte kaum der skandalösen Umstände des römisch-mainzer Ablasses, um die Unbotmäßigkeit zu entfesseln und dem lauten Appell der neuen Lehren an die vielgestaltigsten Leidenschaften Gehör zu verschaffen. Luthers Erfolge waren aber anderseits bloß negativ: sie find in klaren Augen keine positiven.

Seine Illusion sieht freilich als weiteren Beweis Zeichen am Himmel und auf der Erde, die für ihn eintreten. Und den Sturz des Papstes rechnet er aus wunderbarlich mißdeuteten biblischen Prophezeiungen bei Daniel mit einer mystischen Grübeleien heraus, die ihn von den ersten Jahren des Kampfes, von der Schrift gegen Katherinus bis zu seinem Lebensende, begleitet. Selbst die vielbesprochenen Mißgeburten des Mönchskalbes und des Papstesels verschmäht er nicht, um das Ende des Antichrist und den Weltuntergang zu verkünden. Nun wird ja seine Schrift an das deutsche Volk über das Mönchskalb neuestens vom protestantischen Lutherbiographen Hausrath in Heidelberg als Scherz hingestellt. Aber nein, sie ist ihm blutiger Ernst! Jede Seite zeigt es, namentlich der düstere Schlußhinweis auf Gottes Gericht. Man sollte doch Luther nicht verfluchen! Das Kalb ist laut ihm darum von Gottes Allmacht mit einer Art Mönchskutte statt des Felles auf die Welt gesetzt worden, damit die Möncherei des Papsttums am Ende der Tage entlarvt werde und damit die gläubigen Christen aus der Gestalt des Rackens, der Beine, des Schwanzes (er erklärt ja durch lange Seiten alles im einzelnen) die mystischen Warnungen vor Mönchtum und Papsttum entnehmen. In Summa, das Kalb verkündet das Gericht. Das Gericht Gottes mit seinen Schrecken bohrte sich überhaupt mehr und mehr in seine Phantasie ein. Er versichert, im Schlaf die furchtbare Szene des letzten Gerichtstages durchzumachen. Der Teufel, sagt er, könne ihn durch Schreckensträume so ängsten, „daß der Schweiß im Schlafe angehet“; so sei „der Satan auch beim Schlaf der Menschen“; „es feindt aber auch Engel darben“.

II.

Ehe wir zu den Verfolgungen durch den Teufel kommen, müssen wir uns mit dem psychologischen Elemente seiner halb leiblichen, halb geistigen Angstzustände näher bekannt machen. Hier liegt einer der Schlüssel zur Erklärung seines Geisteszustandes; verschiedene Aeußerungen, die wir schon von ihm vernommen haben, enthalten Fingerzeige auf dieses dunkle Gebiet.

Die historischen Mitteilungen darüber führen, kurz gesagt, zur Annahme einer seit früher Zeit vorhandenen Krankheit. Es war eine psychische Verstimmlung, die ihm bedauernswerte Leiden schuf und an der er wohl kaum Ursache war, noch weniger der Teufel, obwohl er diesem alles direkt zur Last legt. Das eigentliche Wesen des Krankheitszustandes wird wohl für immer verhüllt bleiben. Derselbe äußerte sich namentlich in periodischen Angst- und Beklemmungsanfällen, wobei ihm die Brust, selbst bis zum Gefühl unmittelbarer Todesgefahr, zusammengeknürrt werden konnte. Die physische Angst verband sich leicht mit erschreckenden Vorstellungen aus dem moralischen Gebiet, zum Bei-

spiel mit furchtbaren Selbstvorfürfen, besonders nach seinem Abfalle. Wir finden zugleich, daß als drittes Element eigentliche Versuchungen, offenbare und sehr starke Reizungen zum Bösen sich mit hineindrängen, wie zum Beispiel gotteslästerliche Gedanken der Verzweiflung.

Er selbst und seine Freunde bezeichnen die Anfälle mit den Ausdrücken *Terrores*, *horrores*; Schwermut heißen sie beim Arzte Rakeberger, seinem Freunde; bei Luther am häufigsten Anfechtung, weil er auf ihre leibliche Seite weniger Gewicht legt und ihre Wirkungen von seinen tatsächlichen oder vermeintlichen Tentationen durch den Teufel nicht unterscheidet. Einmal erhalten sie aber auch bei Luther in einer durch Kroker neu bekannt gewordenen Stelle zusammen mit den Gewissensängsten den Namen „Krankheit des Geistes“ (*Morbus spiritualis*). Als er seinen Zustand also benannte, im Jahre 1537, hatte er vierzehn Tage fast ohne Speise und Trank im Angstkampfe zugebracht. Körperlich angegriffen, hatte er zugleich mit dem Gefühl gänzlicher Verwerfung vor Gott gerungen.

Schon lange vor seiner Trennung von der Kirche litt er seltsame Angstzustände, z. B. bei seiner ersten heiligen Messe, wo er im Schauer vor der großen Handlung vom Altare hinabzulenken wollte, bis man ihn hielt; dann bei einer Prozession mit Staupitz, wo er in der Nähe des Allerheiligsten von ähnlichen Schrecken bestürmt wurde. Wenn man seiner Versicherung glauben dürfte, wäre er sogar im Kloster beim bloßen Anblick des Kreuzifixes öfter wie durch einen Blitz von Furcht und Entsetzen befallen worden. Er hätte dann den Teufel eher ansehen können als den Heiland. Das Wort Jüngstes Gericht hätte allein schon große Aufregung in ihm hervorgerufen; alles Zustände, die in der Psychiatrie und der pathologischen Heilpraxis nicht unbekannt sind, und die von einem verständigen Arzte in manchen Fällen geheilt werden können, die hingegen nicht notwendig auf Schuld oder böses Gewissen oder gar auf dämonische Wirksamkeit oder Beseffenheit schließen lassen müssen.

Auf dem Chore des Klosters stürzte er einst, während man das Evangelium sang, und zwar das vom geheilten Beseffenen, unter Konvulsionen zu Boden. Seine Mitbrüder berichten davon. Er rief dabei wiederholt: „Ich bin es nicht,“ nämlich der Beseffene. Wegen seines singulären Wesens hielten ihn manche seiner Klostergenossen tatsächlich für einen Beseffenen, andere für einen Epileptiker.

Melanchthon sagt an einer wenig beachteten Stelle, jene eigentümlichen Schauer (*terrores*), die ihn später öfters beim Gedanken an Gottes Gerichte überfallen hätten, bis zum Zittern und Wimmern auf dem Bette, hätten in ihm auch schon getobt beim ersten Gelübde des Klostereintrittes. Luther will selbst durch Schrecken vom Himmel ins Kloster geführt worden sein. Die dunklen äußern Anlässe des Eintrittes wurden oft erwähnt. Der Blitzschlag in seiner Nähe ist sicher.

Das in Aufregung gemachte Gelübde, Mönch zu werden, war übereilt; echter Beruf war nicht vorhanden, der starre Entschluß, im Kloster zu bleiben, ein Unglück. Man hätte ihn nicht zur Profess zulassen sollen, zu der er sich ganz frei entschloß, denn jegliche Eigenschaft zum friedlichen Klosterleben gebrach ihm. Er gab sich immerhin einige Jahre wirkliche Mühe und fühlte sich anfangs glücklich, aber die unheimliche innere Angst brach immer wieder durch, nach den von ihm erzählten Einzelheiten zu urteilen, die nicht wohl erfunden sein können. Es vermochte ihn niemand im Kloster zu verstehen, wenn er über Furcht klagte und über „erschreckliche und dräuende Gedanken“ (*horrendae et terrificae cogitationes*). Kam er mit diesen leidenschaftlichen Einbildungen, so sagten ihm die erfahrensten Brüder: ich weiß nicht. Staupitz sagte ihm unvorsichtig, diese Leiden seien ein Zeichen, daß er zu Großem berufen sei. Pollich, der Lehrer der Wittenberger Universität, spricht von den wunderlichen Phantasien des Bruders mit den tiefliegenden Augen, ähnlich wie später Kardinal Cajetan.

Durchaus unglaubwürdig ist freilich der Roman über seine eigentümliche Heiligkeit im Kloster, den Luther erst seit 1530 ausspann. Diese außerordentlichen Bußübungen, diese falsche Selbstheiligkeit in ausgesuchten äußeren Werken haben nicht existiert. Ich habe zu gleicher Zeit mit Denifle gezeigt, daß solches Zerrbild eines verirrten Werkheiligen, auf das Jarcke, Döllinger und andere zuviel zur Erklärung seines Umschwunges gebaut haben, von Luthers eigenster Phantasie erfunden ist, als Angriffsmittel gegen die katholische Werklehre, worin er selber „ersoffen“ gewesen zu sein vorgibt. (Lit. Beil. der Köln. Volksztg. 1903, Nr. 44.) Aber die wirklichen mißverstandenen psychischen Leiden mögen, das ist meine Meinung, ein Substrat für die Erfindung abgegeben haben.

Das Richtige ist, daß er einige Jahre in mittelmäßigem Eifer das Klosterleben mitmachte, daß er wohl auch hier und da an Skrupeln litt — etwas Gewöhnliches — daß er dann aber stark zu verweltlichen anfang, wozu insbesondere auch seine Romreise und das Beispiel der Vergernisse in der Stadt eines Alexander VI. beitrugen. Das Richtige ist ferner, daß er als angehender Wittenberger Professor mit seiner gewaltigen Zunge und seiner ungebändigten Behemenz einen Krieg gegen die sogenannten observanten Brüder und die Regeln seiner Ordenskongregation anfang, was Denifle zu wenig hervorgehoben hat, ein Krieg, den er bis auf Katheder und Kanzel trug, unter Ausfällen gegen monastische Tugendübung, gegen vermeintlich äußerliche Auffassung der Religion und ihrer guten Werke, auch schon gegen den von ihm unnötig hoch aufgebauchten kirchlichen Verfall in allen Kreisen. Bekannt ist, daß er seit 1514 und 1515 bereits in sein falsches theologisches System bezüglich der guten Werke und der Rechtfertigung sich einbannte; es war zwei bis drei Jahre vor der Veröffentlichung der Wittenberger Thesen.

Die Hauptrolle bei dieser traurigen Entwicklung fällt seiner Erkältung im praktischen Glaubensleben zu. Es ist der gewöhnliche Weg, der zur Trennung vom Kirchenleben führt. Andere Faktoren können hier der Kürze halber nur erwähnt werden, wie der ihn fortreisende stolze Drang, auf biblischem Wege Neues auf die Bahn zu bringen gegenüber der Scholastik, deren große Koryphäen er nicht einmal kannte; die Umschmeichelung des jungen Lehrers von einzigem Talente und von unglaublichem Selbstgeföhle durch bedeutende, mit der Zeit unzufriedene Männer und durch kurzfristige Obere, wie namentlich Staupitz; dann der Einfluß von falschen Sätzen Ockams, nach welchen er sich selbst als Ockamist bezeichnet, und der Ueberdruß an der wirklich gesunkenen Schultheologie, in der er erzogen wurde.

Aber jene krankhafte Angst, jenes Vernichtungsgeföhle, wovon wir zu reden begonnen?

Auch dieser Zustand leistete eine verhängnisvolle Hölfe zum Zustandekommen der lutherischen Speziallehre, die so viel wie Vernichtung des Menschen zur Ehre der Gnade Gottes sein wollte. Ich möchte sogar der Einwirkung solcher Leiden gleich den zweiten Platz hinter seiner praktischen Abwendung von den guten Werken zuschreiben. Man kann nämlich erkennen, wie Luther förmlich seinen unverstandenen psychischen Leidenszustand in das System einfließt. Das ganze System ist, wie man mit Recht gesagt hat, persönlich, aber durch den gedachten Umstand wird es noch persönlicher. Luther erklärt nämlich, geleitet nur durch die allersubjektivsten Empfindungen und Erfahrungen, der Mensch könne gar keine Ruhe in seinen Seelenängsten finden, als wenn er sich einfach mit Christi Verdiensten bedecke durch den Fiduzialglauben; wenn er aber selbst etwas tun wolle, so könne er den Schauern vor Gottes Gericht, der Bangigkeit und dem im Inneren wühlenden Teufel nicht widerstehen. Also Selbstvernichtung, Ergreifung Christi, und dann hinweg mit aller Furcht! Luther will dem falschen unverstandenen Furchtgeföhle entfliehen, und

siehe, er wirft die wahre Furcht von dannen, die doch ein lobenswertes Motiv des guten Handelns ist.

In den kritischsten Jahren seines Lebens wendete er sich den Mystikern zu. Er meinte da ungeahnte Aufschlüsse über seine inneren Zustände zu finden. Leider waren es nicht die geistesklaren, edlen und nahrungsvollen mystischen Schriften, bei denen er hauptsächlich stehen blieb, sondern ungesunde spätere Auswüchse, wie die sogenannte deutsche Theologia, das erste von ihm veröffentlichte Buch. Mit solchen Schriften in der Hand bestätigte er sich seine Gedanken von Selbstvernichtung und reiner Passivität unter dem Wirken Gottes. Ebenso gierig wie irrig wendete er auf sich die Lehre der Mystiker an, geistige Todeszustände seien oft ein Durchgangstor zu hoher Berufung für ganz ausgewählte Seelen.

Er kann in der Sprache der höchsten Mystik reden: „Ich kenne einen Menschen (*novi hominem*)“ sagt er einmal, wie mir scheint, von sich selbst, „der öfter und jedesmal in aller kürzester Zeit (also vorübergehende Anfälle) Peinen durchgemacht hat, die so groß und höllisch sind, daß keine Zunge es aussprechen kann. Würden sie nur den zehnten Teil einer Stunde dauern, so würden alle seine Gebeine in Asche verwandelt. Da erscheint Gott schrecklich erzürnt und mit ihm die ganze Kreatur, da spricht der Mensch unter Schluchzen: Verworfen bin ich, o Herr, vor deinen Augen. In diesem Augenblicke kann die Seele selbst nicht an ihre Erlösung glauben (aber sie kann doch immer daran glauben), sie fühlt eine ewige Ueberschwemmung über sich hinweggehen und trinkt nichts anderes, denn ewige Pein. Denen, die es erfahren haben, muß man die Hölle nual glauben.“ Diese Worte sind nur ein Auszug aus dem Redestrom der langen Stelle. Das Verhängnisvolle ist, daß er vermeint, nun an inneren Prüfungen Petrus und Paulus gleich zu sein und dem durch Gottes Dräuen erschreckten Psalmisten nachzufolgen mit einer solchen „apostolischen Gabe, oft im Tode zu liegen“ — ja anscheinend im Tode zu liegen.

Als etwa um die Jahre 1523–24 (die Zeitbestimmung nach Kauerau) einige Freunde ihn zu Wittenberg besuchen wollten, fanden sie ihn nach der Erzählung des Arztes Rakeberger in seinem Zimmer ohnmächtig am Boden liegen, „von Schwermut und Traurigkeit übereilt“, und konnten ihn nur mit Mühe durch Speise und Musik „wieder auffrischen“. Er hatte mehrere Tage nichts genossen. Die über ihn hereinfallende „Schwermut“ hatte aber nach dem genannten Arzte, einem Kenner seiner Zustände, öfter solche Wirkungen von Ohnmachten. Merkwürdig war bei jenem genannten Falle die Bitte Luthers an die Freunde, häufiger wiederzukommen, um zu musizieren, „weil er befunden“, heißt es, „daß, sobald er Musikam hörte, sich seine Tentationes und Schwermut enderten.“

Beim todesgefährlichen Krankheitsanfälle im Jahre 1527 bildeten wieder die Ohnmachten die Hauptbesorgnis seiner Freunde. Zuerst kam im Januar Beengung und Angst der Präfordien, so beschreibt er selbst es; dann im Juli die schwerste „geistige Anfechtung“ wegen Gewissensvorfürfen und Furcht der Verwerfung, die er jemals erduldet, mit Verlust des Bewußtseins; dann Ohnmachten und Ohnmachtsgefahren mit mächtigem Brausen im Kopf durch verschiedene Monate, während deren ein fast herzerreißendes Ringen mit Angst und religiöser Verzweiflung von ihm in seinen Freundesbriefen beschrieben wird, der entsetzlichste Kampf seiner Seele, den wir kennen. Er besteht ihn aber schließlich mit entschlossenem Troke gegen sich selbst und den Teufel (denn die Gewissensängste erklärt er ebenfalls für Teufelsstimmen), um sich in die feste Burg Christi und seiner eigenen Gottesgesandtschaft zurückzuziehen. Die Abfassung seines Liedes Ein feste Burg ist unser Gott, fällt gleich nach dieser Zeit. 1530 und 1536 wieder Ohnmachtsgefahren, beziehungsweise Brustbeklemmungen mit Angstparoxysmen um sein ewiges Heil. An Brustbeklemmungen und Apoplexie starb er auch zehn Jahre später, denn der Selbstmord ist bekanntlich eine

läppische Geschichtslüge, deren Entstehung und Verbreitung man in der vortrefflichen Studie von Prälat Dr. Paulus nachlesen kann.

Wir müssen also zum Verständnis Luthers die leiblich-geistigen Uebelstände gewiß nachdrücklich betonen. Wir müssen aber ferner auch die überaus starke Nervosität hinzunehmen, die sich erst infolge der Aufregungen seines öffentlichen Kampfes und infolge des unerhört angestrengten und leidenschaftlichen Arbeitens bei ihm entwickelte. Es wäre jedoch falsch, alle Leiden und etwa auch die Gewissensängste auf Rechnung hiervon allein zu setzen. Auch neuere Protestanten wissen von den psychischen Uebelständen. Julius Röstlin verschweigt es auch in der neuesten, fünften Auflage nicht, daß gerade solche Leiden für Luther einen Stützpunkt bildeten, von dem aus, so sagt der Verfasser in seiner Sprache, „er mutig weiter vorging“. Diese Bemerkung knüpft Röstlin an gewisse geheimnisvolle Worte Luthers an, worin er die schließlichen Ermahnungen des Staupitz zur Unterwerfung unter die Kirche zurückweist. Die römischen Vorladungen, schreibt Luther damals, 1518, machten keinen Eindruck auf ihn: „unvergleichlich schlimmere Dinge leide ich, und halte darum jene Blicke Roms für gering.“ Die „schlimmeren Dinge“ dürften enthalten sein in den schon angeführten exorbitanten Worten über die Todesangst einer von Gott scheinbar verworfenen Seele. Walter Köhler, der bekannte Lutherforscher, urteilte neuestens, die letztere mystische Stelle gebe jedenfalls irgendwie den „Normalzustand“ des damaligen Mönches Luther wieder. Mir scheint, „Normalzustand“ ist zu viel, aber einen Ausnahmezustand, der bisweilen öfter eintrat, dürfte sie zeichnen.

Die sonderbare Verzweiflungsmystik des Mönches klingt um eben jene Zeit öfter auch aus seinen Briefen an den vertrauten Jugendfreund Johannes Lang aus dem Augustinerorden heraus. Dieser allein auf der Welt, sagt Luther, kenne seine Anfechtungen. Vom Ursprung seiner Lehre aber proklamiert er 1525 in dem Buche *De servo arbitrio*, daß er immer selbst als sein bestes Erzeugnis anjah, er habe aus eigener Erfahrung gefunden, daß „Gott denjenigen zur Hölle führe, den er zum Himmel erheben wolle, und daß er belebe, indem er töte“; wer seine Schriften gelesen habe, „der verstehe das jetzt sehr wohl“.

Auch wir möchten glauben, ihn in Betracht seiner Leiden, wenn nicht „sehr wohl“, so doch wenigstens einigermaßen zu verstehen. Nur dürfen wir niemals über die gewaltigen Versuchungen hinwegsehen, die er nach seinen eigenen wiederholten Angaben durch Stolz, Streitsucht und Sinnlichkeit erlitt. Er unterlag der Verfinsterung des Gemütes, weil Gebet und Selbstüberwindung ihm allzu fremd geworden waren.

Daß Luther nun gerade seine konfuse Gedanken von der Unwiderstehlichkeit der Begierde im Menschen zum Ausgangspunkte seiner ganzen Lehre genommen hätte, möchte ich nicht behaupten, so sehr auch Denifle alles auf diese Spitze hindrängt. Luther verwechselt oft im Ausdruck das Vorhandensein der unausrottbaren Begierde im Menschen mit der Einwilligung in dieselbe; er fordert aber sich selbst und andere zum Kampfe gegen dieselbe auf, auch in seinen ethisch kritischsten Tagen. Hingegen ist die Mißachtung der guten Werke und die Passivität unter der eingebildeten Gnadenleitung bei ihm ein durchgehender Zug von der ersten Genesis des Abfalles bis zum letzten Toben gegen das Papsttum. Immer fühlt er sich gereizt gegen äußere fromme Geseze und Beobachtungen, immer schimpft er gegen Fasten und Feste, gegen Kutten und Platten, gegen Meßhalten und Chorplärren und so fort, wie die ermüdend wiederholten Ausfälle gegen die sog. Werkheiligkeit alle heißen. Hier, auf seiten seines Gegensatzes gegen die äußeren Werke, ist eher der Ausgangspunkt zu suchen, in dem ihn dann seine krankhafte Gemütsstimmung befestigte.]

Im Papsttum, sagt er, beteten sie fleißig und „hitzig“, während wir allerdings kalt sind; aber der Teufel trieb sie. Sie machten Stiftungen, gaben reichliche Almosen, und

wir sind ärmlich an Liebeswerken; aber der Satan hat sie gespornt. Ueber den Teufel habe ich gesiegt.

„Triumphiert habe ich über denjenigen, der in der letzten Kralle mehr Kraft und Schlaueit trägt, als alle Päpste und Könige und Doktoren . . . Meine Dogmen werden stehen, und der Papst wird fallen zum Troke der Hölle und aller Mächte der Luft und der Erde und des Meeres!“ „Gott hat bisher so oft,“ ruft er, „den Satan unter meinen Füßen zertreten und den Löwen und Drachen zerschmettert!“

Luthers Anfeindungen durch den Satan und die hierüber zu gebende psychologische Erklärung, das ist der Gegenstand, der uns nunmehr beschäftigen muß.

III.

Luther erklärt sich trotz seiner Siege über den Satan für den von teuflischer Macht am meisten Verfolgten in der ganzen Menschheit. Die gegen ihn gerichtete dämonische Feindschaft ist schon früh in seiner Auffassung so stark, so fortgesetzt, so Leib und Seele durchdringend, daß er sich z. B. auf der Wartburg „tausend Teufeln vorgeworfen“ nennt. Die Koburg ist wieder „voller Teufel“. Jede Stunde möchte ihn der Teufel töten, sagt er; derselbe erwürge ihn bisweilen mit Bibelsprüchen, er verfolge ihn mittels der Hexen. Seine Schüler wissen aus seinem Munde, daß der Teufel „ihm oft das gebrannte Leid angetan hat, welches ihm das Mark aus den Beinen gezogen“. Oft habe der Erzfeind ihn „beim Kopfe gehabt“. Luther sagt, der Teufel sei ihm „des Nachts näher als seine Ketha“; mit ihm liegt er „in den Haaren“ und disputiert mit ihm, „dem gewandtesten Dialektiker“; wohl „ein Fuder Salz“ hat er mit ihm gegessen; „er kennt mich und ich kenne ihn wohl“.

Warum aber der Satan vor allen Menschen ihn zum Ziel nehmen muß, ist begreiflich. Wenn er den Papst anbeten würde, sagt er, wie die anderen, dann würde er zu „des Teufels lieben Kindern gehören“, so aber muß er wegen der Entdeckung des Evangeliums das Toben des Gottesfeindes allen voran aushalten. Der Teufel merkt auch das Weltende, weshalb jetzt auch schon viel mehr Rumpelgeister oder Spukdämonen überall vorhanden sind; der Satan führt ebenso, weil er gegen Luther ist, die Verwilderung der Massen unter dem Evangelium herbei, ja er macht jetzt die Welt und besonders Deutschland zu einer einzigen großen „Mordgrube“, wo er seine Herrschaft aufgeschlagen hat, weil — „weil ich die letzte Posaune bin, die auf des göttlichen Schlangentreters Geheiß gegen ihn erschallt“.

Der siegreiche „Same des Weibes“, so verkündet er, lehrt ihn so sehr dem Teufel und allen seinen Schuppen Trok bieten, daß er noch dazu selbst „Hörner aufsetzen und den Satan reizen“ will, „bis er niedergetreten daliegt“. Er ist hier in einem Verfolgungswahne fixiert. Bis in seine gewöhnlichsten Handlungen hinein findet er, wie der Teufel ihm an der Ferse hängt. In seinen verzerrten Gedankengängen gelingt es ihm anscheinend mit der Zeit, sich einzubilden, der Umstand, daß er als katholischer Mönch öfter fromm die Messe gelesen habe, sei des Teufels schrecklichste Waffe gegen ihn; keine Schandtats findet Satan gegen ihn, die größer sei — und doch handelte es sich um eine ihm damals gänzlich unbewußte „Sünde“! Wir können ihm oft kaum noch in den Wirrgängen mit dem Teufel folgen.

Anderere Male läßt er mit seinen seltsamen Aeußerungen über den Teufel allerdings nur seiner Rhetorik oder auch seinem Humor die Zügel schießen.

Auf viele unsicher schillernde Aeußerungen über den Teufel und seine Beziehungen zu ihm, die von anderen angezogen wurden, lege ich kein Gewicht. Er liebte das Grelle und Paradoxe in seinen Ausdrücken. Das bemerke ich auch deshalb, weil ich jetzt von den Teufelsercheinungen, die er sich beilegt, sprechen muß.

Eine ganze Anzahl scheinbar hierher gehöriger Stellen, auf die selbst seine ergebenen Schüler, wie Spangenberg, gebaut haben, kann in der That nichts beweisen. Luther, heißt es, beschreibe selbst, wie er mit dem Teufel des Nachts über die Messe disputiert habe, wodurch er zu ihrer Preisgabe bestimmt worden. Ganze Reihen von Schriften alter katholischer Polemiker, auch Jesuiten, die einzig dieser vermeintlich echten Erscheinung gewidmet sind, befinden sich auf der hiesigen (Münchener) Staatsbibliothek. Und doch ist es, genau gesehen, nur eine gewandte Redeeinkleidung, wenn Luther große Teile seiner betreffenden Schrift von der Winkelmesse in diese sonderbare Form bringt.

Spangenberg will auch, im Alter hätten ihn zwei visierliche Teufel zu begleiten gepflegt, wenn er sich auf dem Hausföller erging. Aber Luther spricht an der betreffenden Stelle nicht von sichtbaren Teufeln, sondern scherzend von unsichtbaren Mächten, den Verursachern seines Kopfsausens. Der Tintenfleck auf der Wartburg ist bekanntlich ebenfalls nicht historisch; man zeigte vor alters auch andere, nicht minder unhistorische Tintenflecken an anderen sächsischen Orten.

Jedoch um zu historischem, durch Luthers klare Mitteilungen verbürgtem Material zu kommen, das nur der richtigen Auslegung bedarf, gerade auf der Wartburg wurde er nach seiner Behauptung nicht nur im allgemeinen „durch mancherlei Gespenste geplaget“, sondern es traten auch vermeinte sinnliche Wahrnehmungen der jenseitigen dämonischen Welt bei ihm ein, für die wohl Halluzination das beste Wort ist. Halluzination freilich dürfte es noch nicht sein, wenn er dort, tief aufgeregt wie er ist, zur Nachtzeit im Bette Rüsse an die Decke seines Zimmers werfen hört, oder wenn er Tässer die Treppen hinabrollen, oder wenn er an seiner Lagerstätte „rumpeln“ hört. Dies alles kann noch leichtgläubige Mißdeutung irgend eines wirklich vorhandenen Geräusches sein. Ist etwas Außerliches vorhanden, so hat man nur das Fehlurteil, nicht die Halluzination. Aber wie, wenn er ernstlich versichert, im Bette, da er schlafen gehen wollte, den Teufel als großen, schwarzen Hund gesehen zu haben, der verschwand, als er beherzt über ihn sein Gebet sprach? Das ist Halluzination. Und solches hätte sich wiederholt. Einmal hätte er, wollten die Freunde sogar wissen, den Hund eigenhändig zum Fenster hinausgeworfen.

Halluzination nennt ferner der protestantische Lutherhistoriker Klawerau die Erscheinung auf der Feste Koburg, wo Luther des Abends am Fenster den Teufel als feurige Schlange vom Turme herabgleiten und am Boden in Sternesgestalt züngeln sieht. Davon spricht der gleichzeitige Bericht des anwesenden Schülers Veit Dietrich, der ebenfalls etwas gesehen haben will. Gleichwohl könnte hier immer noch ein aus der Burg dringender heller Lichtschein von dem damals in der Phantasie sehr erhitzten Manne gespensterfüchtig erklärt worden sein. Dietrich will allerdings mit Luther absolut, der sichtbare Teufel sei es gewesen, da ja gleich des anderen Tages das immer vom Teufel angestiftete Kopfsausen beim Meister losgebrochen sei.

Wie aber, frage ich wieder, wie kommt man an eigentlicher Halluzination vorüber bei der letzten Teufelsercheinung, die sogar in Luthers Leichenrede von seinem Schüler Cölius eingeflochten wurde? Der verdüsterte, gealterte Kämpfer Luther, voll Aerger, daß ihm der Teufel zu Eisleben nun auch die Versöhnungsversuche zwischen dem Grafen von Mansfeld beständig störe, steht in den Tagen vor seinem Tode am Fenster seiner Wohnung und sieht des hellen Tages plötzlich den Teufel auf dem Brunnentroge draußen sitzen und ihm, wie er den Freunden mitteilt, die Posteriora zeigen. Der Teufel will in der verzweifelten Lage des Friedensgeschäftes seiner noch spotten! Luther erzählt es sofort unter Tränen, wie Cölius dem Volke versichert, also war er wenigstens mit großem Ernst von der Erscheinung überzeugt.

Daß ihm auch die Erscheinung des Teufels unter der Gestalt einer großen schwarzen Sau im angeblich fest verschlossenen Garten zuteil geworden, erfahren wir sowohl aus

einem Bericht von 1548 als aus einer Andeutung seiner Predigten. Er sagte zum Volke, der Teufel ziehe, wie er „selbst gesehen“ habe, „zuweilen eine Larve an, als wäre er eine Sau, ein brennender Strohwißch u. dgl.“. Die deutschen Tischreden wollen endlich wissen, schon in den Anfängen des Evangeliums sei ihm der Teufel in hellen Strahlen sichtbar unter der heiligen Gestalt Jesu Christi mit den fünf Wunden erschienen, während Luther einmal heftig betete; er habe ihn aber mit der Anrufung Gottes vertrieben. Diese Halluzination ist sonst nicht weiter beglaubigt.

Wir haben auf jeden Fall ein Seelenleben von anormaler Gestaltung vor uns, eine ausgesprochen hyperspiritualistische, exaltierte Anlage. Wie sich mit solcher Anlage die praktische Richtung in Luther einte, davon später ein Wort. Betrachten wir aber jenen falschen Spiritualismus Luthers, so kann es nicht mehr so unverständlich erscheinen, daß ein solcher Geist sich auch die schwindelhafte hohen Vorzüge von unmittelbarer Gottesendung mit Offenbarungen, von der Enthüllung des Antichrists und von der Besiegung des Teufels unter dem Schall der letzten Gerichtsposaune, die er selber ist, beilegt.

IV.

Um das Bild der Anormalien seines Innern zu vervollständigen, müßte ich noch von manchen anderen Zügen reden, die in der einen bezeichneten Richtung zusammenfließen und deren Gesamttheit das Grundproblem, das Luther in eigener Person darstellt, besser erklären hilft; sie weisen auf Selbstjuggestion hin, der er, freilich schuldbar genug, unterlag.

So erscheint er nicht, wie manchen katholischen Polemikern, als ein völlig unverständlicher Ausbund von raffinierter Bosheit und Heuchelei. Hat man ihn ja schon zu einer unfaßbaren Person gemacht; hat man doch auch den von ihm errungenen großen Erfolg, ohne es zu merken, in das Gebiet der Unbegreiflichkeit gerückt. Um das Ungenügende mancher unserer Darstellungen von Luther zu zeigen, würden die merkwürdigen begeisterten Stellen genügen, in denen seine nächsten Schüler von ihm reden. Diese waren förmlich von ihm bezaubert. Das haben nicht fortgesetzte Schandtaten und Heuchelkünste getan, sondern außer der Gleichheit ihrer Gesinnung die übermächtige, hochbegabte Persönlichkeit Luthers, die ihnen in den Abgründen der Mystik zu wurzeln und auf den Höhen selbstverdienter Triumphe zu stehen schien, die, voll sprudelnden, zündenden Geistes, zugleich so vertraulich und oft so heiter mit ihnen zu verkehren wußte und über deren Fehler sie leicht hinwegsehen.

Zu den angedeuteten Geisteszügen, welche, wie gesagt, dem Unparteiischen die geschilderte ungesunde innere Richtung Luthers noch verständlicher machen, gehört in erster Linie die seit der Jugend nachweisliche überstarke und einseitige Herrschaft der Phantasie mit der Sucht der Uebertreibung, des Bizarren in den Aufstellungen und im Ausdruck. Superlativische Seltsamkeiten sind in seinen ältesten Vorlesungen an der Ordnung; oft schon klingt ganz der spätere paradoxe Ton durch, der ihm selbst bei seinen Freunden den Titel Doctor hyperbolicus eingetragen hat. Phantasie, Haß und Glut reißen ihn dann nach den großen Wirkungen seiner Wittenberger Thesen bald schon so dahin, daß er nach seiner Versicherung das „Wehen des Geistes“ in sich spürt. „Ich bin meiner nicht mächtig.“

Wie kann dann seine namenlose Fraszibilität zu Wut und Trotz wider die kirchlichen Gegner entflammt werden! Da bäumt sich ein weltstürmender Trotz auf, eine sich vergötternde Starrheit, der unbeugsame Hochmut eines Kraftmenschen, der in der Illusion göttlicher Sendung Päpste und Fürsten, Bischöfe und Universitäten wie Spreu behandelt. Luthers Trotz ist eine der singulärsten Erscheinungen der Geschichte: „Mich soll niemand übertrogen!“ Und wieder: „Bis in die Grube“ hinein will ich mit ihnen schelten, und

im Borne gegen sie „erfrischt sich mein Gemüt“. Fluchend wider sie kann er am besten beten. Da wallte gegen die Widersacher Siedehitze, die ihm illusionistisch die hundertfältigen Selbstwidersprüche vor den eigenen Blicken im Rauche verhüllt, denn sie sind „allesamt Narren“, ruft er, die eigentlich keine Antwort verdienen. Warum sollte die Pathologie hier nicht einsetzen dürfen?

Es geschieht denn auch in solcher polemischer Sucht, daß er sein ganzes katholisches Ordensleben total anders darstellt, als es war. Er schildert in seinen rätselhaften Entstellungen die Anfänge seines öffentlichen Kampfes so, als wäre er, der friedfertige Einsiedler, nur durch die gegnerische Heze in den Kampf getrieben worden. „Ich habe um Frieden geschrien“; so, als hätte er zu Augsburg, zu Leipzig, zu Worms wie ein Heros Leben und Ehre und alles in die Schanze geschlagen, nur verfolgt von der Mordgier der Kirche oder des Reiches und von soviel Teufeln, als Ziegel auf den Dächern waren. Illusion!

So haarsträubende exaltierte Behauptungen über den vollen Unglauben der Päpste und der Papisten und ihre maßlose Sittenlosigkeit wirft er mit der aufregendsten, packendsten Sprache, die je ein Mensch gesprochen, in die Menge, daß noch heute die Lesung ein unheimliches Grauen vor diesem exorbitanten Geiste weckt. Autosuggestion, die aber leider einen Eroberungszug in der Menschheit antritt!

Die Dinge in Reich und Kirche stellen sich vor seiner glühenden Seele auf den Kopf. Zuerst malt er sie so der Welt vor, wohl der Unwahrheit bewußt oder zweifelnd oder sich sagend: Man kennt ja ohnehin den Luther. Nach zwei-, dreimaliger Wiederholung aber glaubt er selbst daran. Schichten geistigen Wahnes!

Ich sagte, zuerst war er der Unwahrheit wohl bewußt; es ist nicht zu viel. Er verteidigte ja die Erlaubtheit unwahrer Rede mit System; denn die einmal entzündete exzentrische Glut für seine Sache brachte ihn in ruhigster Studienarbeit zur förmlichen und wiederholten Aufstellung der Lehre von der Erlaubtheit der Lüge gegen die Feinde Gottes und seines Evangeliums. Er will diese Lehre, wie ich anderswo gezeigt habe (Zeitschrift für katholische Theologie 1905, Heft 3), durch Beispiele des Alten Testaments beweisen. Er tut den Ausruf, der wieder ganz sein verzerrtes Denken bezeichnet: „Wie wollte ich mich der Trügerei rühmen, wenn ich so die Menschen zu ihrem Heile täuschte?“

Weiterhin nehme man von seinen Lehren jene, welche die Grundlagen sind. Er scheut sich gar nicht, sie in ihrer extremsten, abschreckendsten Form hervorzuführen. Das „Sündige tapfer, aber glaube tapfer“ ist sicher nicht der adäquate Ausdruck seiner Dogmatik, aber doch von ihm niedergeschrieben. Von der Imputationslehre sagt er frank: „Bist du nicht fromm, so ist es ein ander Mann für dich, nämlich Christus“; aus seiner Willenslehre heraus beschreibt er, daß Gott mit der Seele umgehe wie der Mensch mit einem Klotz, wie der Reiter mit einem Pferd, das er besteigt, nur besteige den Sattel bisweilen der Teufel, Vergleiche, über die sich neuestens der protestantische Theologe Walter Köhler sehr entrüstet ausgesprochen hat. Für Luther ist das vollendete Absurdum einer Allgemeinheit des Leibes Christi im Raume, also die Ubiquität eines Körpers, nicht zu sonderbar, um es nicht festzuhalten zum Schutz seiner neuen Theorie vom Abendmahl.

Und um die traditionelle Kindertaufe zu retten neben seiner Lehre, daß allein der Glaube den Sakramenten Wirkung gebe, verteidigt er allen Ernstes die ausgesuchte Torheit, die neugeborenen Kinder würden in einem Moment von oben erleuchtet, vernünftig gemacht, um einen Glaubensakt bei ihrer Taufe zu erwecken. Solche Massivitäten wurden nicht im allerge sundesten Geiste geboren.

Die Theologen haben genug Exotisches bei ihm gefunden. Bei keinem habe ich gelesen, daß Luther auch allen Ernstes versichert, aus seiner Hauptlehre, derjenigen von der Rechtfertigung, gehe das Dogma von der Welterschöpfung hervor wie aus seiner Grundlage;

wie denn nach einer anderen, ebenso ernsten Stelle sämtliche Glaubensartikel aus der von ihm entdeckten Lehre „gemächlich hernach folgen“, wie z. B. derjenige von der Dreifaltigkeit. Ich will damit nur zeigen, auf welche abstrusen Irrpfade diesen lebhaften, beweglichen Geist die Idee von der welterrettenden Bedeutung seines Dogmas hinführen konnte.

Dieser Zentralgedanke seines Daseins verleitet ihn zu seltsamen Voraussetzungen. Zu Anfang schon war er vermöge der fixen Idee seiner Sendung für das „Wort“ imstande zu wähnen, es würden alle im „Worte“ einig mit ihm sein, nämlich in der Erklärung des Wortes Gottes, während er die Deutung desselben noch völlig freigab. Solche Selbsttäuschung, die er immer aufrecht hielt, möchte ich als eines der merkwürdigsten Phänomene in seiner inneren Geschichte betrachten.

Es ist bekannt, daß er trotz der Freigabe der Bibelerklärung zur größten Exklusivität kam. Nun, das Sprunghafte, der Wechsel der Gefühle und Anschauungen ist auch in seinem praktischen Verhalten gewissermaßen ein pathologisches Kennzeichen. „Ich werd einen Tag wohl hundertmal anders gesinnt — widerstehe aber dem Teufel.“ Das Schwanken ging öfter bis zum äußersten Gefühl der Glaubensschwäche. Auch sieht er bald mit Wonne alles dem Evangelium unterworfen und ist trunken von seinen Riesenerfolgen; bald jammert er, daß die ganze Welt sich vom Worte ablehre und die wenigen echt Evangelischen im Stiche lasse. Man kennt in den Theorien über das Gemütsleben jene Charaktere, bei denen die ganze Welt oft über Nacht ein anderes Gesicht annimmt.

Luther kann häufig ruhig und mit schöner Popularität die christlichen Lehren darlegen; aber wenn dann zufällig jene Idee seiner Sonderdogmatik und seines Berufes gegen Papst und Teufel am Horizonte seines Geistes aufsteigt, dann macht es dem Unbefangenen den Eindruck, als gerieten seine Gedanken in einen Wirbel; alles dreht sich unstät, sonderlich, aufgeregt um den einen Punkt; Luther ist im Schreiben ein anderer.

Er war im häuslichen Leben einfach, nüchtern und ein liebender, wohlmeinender Familienvater, wie auch den Genossen ein herzlicher und aufgeräumter Freund. Die Tischreden enthalten, wie auch seine Schriften, vielen anregenden, religiös und praktisch nützlichen Stoff. Allein auch im Umgang und in den Reden wechselt er gleichsam die Gestalt, sobald er sich unter die gewalttätige Herrschaft jener Ideen stellt. Da ist er nicht mehr der frühere nüchterne Mann mit Geist und Beobachtungsgabe und freundlichem Humor, sondern da ist er düster, falsch, spiritualistisch, fanatisch, da würzt er seine Rede nur noch mit bitteren, exzentrischen und sarkastischen Angriffen. So wohnen gleichsam zwei Personen bei ihm in demselben Hause.

Es wäre ebenso unecht, wenn man ihm die Gabe einer innigen, auch religiösen Mitteilbarkeit absprechen, wie wenn man ihm den ureigenen kräftigen Humor streitig machen wollte. Der Humor ist aber selbst wieder ein kleines Problem. Wie konnte derselbe andauern bei so vieler inneren Niedergeschlagenheit, sagen wir Zerissenheit? Ich antworte, er quoll aus tiefer populärer Naturanlage, die durch keine Schicht nervöser Leiden oder moralischer Selbstvorwürfe für immer zugedeckt werden konnte; ferner hatte er auch den Humor nötig als Reaktion gegen die Leiden und die Selbstvorwürfe; er war ihm eine willkommene Entladung, wie er selbst einmal schreibt, indem er den lustigen Ton eines Briefes mit seinem Widerstand gegen die bekannten teuflischen Anfechtungen an Leib und Geist erklärt. Dester versagte ihm aber auch unter den inneren Verstimmungen die Quelle des Humors, und dann klagt seine Umgebung, daß er unleidlich sei. Sie klagt über seinen Verdacht gegen die Freunde, die Verfolgungsideen, die Niedergedrücktheit, die ihn fremden Gedanken unzugänglich mache.

Anderseits artete bei Luther die Geselligkeit öfter in unziemende Pöffen und in übermäßiges Trinken aus, besonders wenn größere Bitterkeiten im öffentlichen Kampf zu verschlucken oder größere „Anfechtungen“ auszustehen waren. Ein gewohnheitsmäßiger Säufer

war nun freilich Luther nicht, wie ich im Historischen Jahrbuch (1905, Heft 3) gezeigt zu haben glaube. Unsere Polemiker sind in ihren Anklagen gegen ihn zu weit gegangen. Aber er fühlt doch selbst, daß er seine eines „Evangelisten und Apostels“ nicht würdigen Lebensgewohnheiten rechtfertigen muß. Da liefern denn die wunderlichen Reflexionen zu seiner Rechtfertigung abermals Beiträge zur Kennzeichnung seines oft so abstrusen Denkens. Die „Erzesse bei Scherzen und Gelagen“ (in iocis et conviviis) tun ihm leid, aber er kann sich nun einmal nicht anders geben, als er ist. Die Welt stoße sich mit Unrecht an ihm. Vielleicht will Gott sie, sagt er, dadurch „betören und in Blindheit führen,“ damit sie das Heil nicht erlange, das er ihr bringen solle mit den „aus vielen Tausenden allein mir verliehenen Gaben“. „Gott ist verantwortlich für solche Führung, denn ich werde beten, daß ich durch meine Sünden niemand zum Ärgernis sei.“ So sprach er zu seinem Beichtvater Bugenhagen 1527 im Angesichte des ihm damals drohenden Todes. Weil es sehr ernste Expektorationen sind, wiegen sie auf der Wage seines Geisteszustandes um so schwerer.

Ganz ernstlich und wiederholt hat er auch früher versichert, Gott habe ihn wunderbarerweise in die Ehe mit Katharina Bora geworfen; ferner, Gott habe ihn, als er im Kloster das Brevier aufgab, „aus den Horen gerissen“; Gott hat ihm, „dem wunderbarlichen Mönch,“ die Nötigung aufgelegt, vor den Großen zu predigen, und ihn wie „ein geplant Pferd“ in den Kampf geführt. Gott muß zusehen, sagt er im Anblick der furchtbaren durch seinen Sturm angerichteten Ruinen, warum er mich geheißsen hat, so zu predigen, warum er mich zum Doktor hat machen lassen. Es ist ihm alles ein Werk Gottes, trotz der gegenteiligen Gewissensstimmen, die sich besonders am Anfange des Unternehmens in ihm geltend machen. „Wie willst du allein klug sein? Wie wenn du so viele in Irrtum führtest?“ Doch sein Spiritualismus hilft ihn beruhigen. Wehe, ruft er dem Zagenden zu, daß du noch nicht gelernt hast, das Gewissen zu besänftigen (*agere contra conscientiam*).

Damit sind wir am Schlusse angelangt. Beim Blicke auf sein Werk als Ganzes und auf die Vereinigung der Züge, die wir uns vorgeführt haben, müssen wir sagen; Er hat allerdings allzusehr verstanden, sich mit einer herkulischen Seelenarbeit hinaufzuheben zur Idee der höchsten göttlichen Sendung und der höchsten dämonischen Verfolgung, auch sich wie immer zu erhalten in so schwindelhafter Höhe voll mystischer Selbsttäuschung: aber es war ihm nur möglich — was für manche Momente als Milderung unseres Urteils eintreten kann —, weil er, ohne es klar zu wissen, zu viel Einfluß einer anormalen Geistesrichtung gestattete, die namentlich durch krankhafte Angstzustände einen Stempel empfing.



VI. Vermögenslage und Mitgliederbestand.

Laut revidierter Rechnung schloß das Jahr 1904 ab wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):

Effektenbestand	M.	30 812.75
Kassabestand	"	158.52
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln ..	"	17 775.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	M.	48 746.27
Diese Guthaben betrugen M. 950.— und die Verpflichtungen M. 5 401.36; letztere überstiegen sonach erstere um	"	4 451.36
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1904 ...	M.	44 294.91

Das Jahr 1905 schließt ab wie folgt:

Effektenbestand	M.	30 563.70
Kassabestand	"	548.50
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln ..	"	20 133.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)	M.	51 245.20

Die Guthaben sind:

Rückständige Beiträge von Mitgliedern (M. 130.—), Teilnehmern (M. 3.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 12.—).. M. 145.—

In 1905 gezahlte, aber erst für 1906 zu verrechnende Beträge (Privatdozenten-Stipendium M. 600.—; Unterstützung einer wissenschaftlichen Unternehmung M. 1 000.—)..... " 1 600.—

M. 1 745.—

Die Verpflichtungen sind:

Vorausbezahlte Beiträge von Mitgliedern (M. 926.—), Teilnehmern (M. 75.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 116.—) M. 1 117.—

Zu übertragen..... M. 1 117.— M. 51 245.20

Uebertrag.....	M. 1 117.—	M. 51 245.20
Erst in 1906 eingelaufene Rechnungen über Drucksachen usw. für 1905 (J. P. Bachem, Köln, M. 1 606.12; Herder u. Co., München, M. 1 516.96).....	„ 3 123.08	
Die Verpflichtungen betragen somit im ganzen	M. 4 240.08	
und übersteigen die vorhin ange- führten Guthaben von.....	„ 1 745.—	
	um	M. 2 495.08
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1905....	M. 48 750.12	
Der Vermögensbestand am 31. Dezember 1904 war ..	„ 44 294.91	
Die Wertvermehrung des Vermögens gegen den Abschluß von 1904 beträgt demnach	M. 4 455.21	

Für 1905 zu verrechnende Einnahmen.

Mitglieder=Beiträge	M. 31 230.—
Teilnehmer=Beiträge	„ 2 304.—
Außerordentliche Zuwendungen (Bergische Stiftung M. 3 000.—; Sonstige M. 1 212.30)	„ 4 212.30
Für im Buchhandel abgesetzte Vereinschriften	„ 708.65
Aus dem histor. Jahrbuche (Abonnements M. 3 200.—; Abatz im Buchhandel und Anzeigen auf dem Um Schlag M. 3 418.05).....	„ 6 618.05
Aus dem Staatslexikon: durch die Herderische Verlags- handlung in Freiburg i. Br. gezahltes Honorar für den fünften Band der zweiten Auflage	„ 2 835.—
Zinsen von Wertpapieren und Depositen.....	„ 1 599.85
Gesamt=Einnahme.....	M. 49 507.85

Für 1905 zu verrechnende Ausgaben.

Für Vereinschriften (Redaktion M. 600.—; Honorare, Herstellung und Versendung der Vereinschriften M. 5 696.09).....	M. 6 296.09
Für das historische Jahrbuch (Redaktion M. 3 100.—; Honorare, Herstellung und Versendung des histor. Zu übertragen.....	M. 6 296.09

	Uebertrag	M. 6 296.09
	Jahrbuches M. 8 187.77; Miete des Bibliothekszimmers M. 200.—; Bureaukosten und Botenlöhne M. 250.—; Zeitschriften-Abonnements und Einbände M. 497.60; Drucksachen für die Redaktion M. 18.40; Sonstiges M. 25.—)	„ 12 278.77
Für das philosophische Jahrbuch (Redaktion einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter)	„	2 500.—
Für das römische Institut (Leitung M. 5 000.—; Stipendien M. 3 000.—; Beschaffung literarischer Hilfsmittel und Kopistengebühren M. 300.—; für die archäologische Abteilung: Leitung M. 1 500.—; Kosten der Uebungen M. 250.—) . .	„	10 050.—
Privatdozenten-Stipendien	„	2 600.—
Unterstützung sonstiger wissenschaftlicher Unternehmungen	„	5 682.50
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichtes 1904 einschließlich des Anhanges: „Verzeichniß der Mitglieder und Teilnehmer der Görres-Gesellschaft Anfang 1905“ M. 1 560.63; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1904 M. 200.—; Vergütung an F. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle, einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Teilnehmer M. 2 786.30; Auslagen Auswärtiger beim Einziehen von Beiträgen M. 6.25; Kosten der Vorstandssitzung und Generalversammlung in München am 3.—5. Oktober 1905: Drucksachen M. 70.85 und Reise-Entschädigungen M. 239.50; sonstige Drucksachen und Materialien M. 129.10; Porti, Kursdifferenzen, Spesen bei Ueberweisungen, Ausgleichung kleiner Minder- und Mehrzahlungen bei den Beiträgen M. 403.60)	„	5 396.23
Kursdifferenz beim Effektenbestand gegen voriges Jahr.	„	249.05
Die für 1905 zu verrechnenden Ausgaben betragen also	M.	45 052.64
die Einnahmen dagegen, wie vorhin nachgewiesen	„	49 507.85
Es ergibt sich somit (übereinstimmend mit vorseitiger Nachweisung des Vermögenslage) eine Wertvermehrung des Vermögens um	M.	4 455.21

Die Wertvermehrung des Vermögens ist eine Folge hauptsächlich der in 1905 eingegangenen außerordentlichen Zuwendungen (u. a. die Bergische Stiftung mit M. 3 000.—) und der Honorarzahlung für den fünften Band des Staatslexikons mit M. 2 835.—. Die laufenden Einnahmen allein würden zur Deckung der Ausgaben nicht hingereicht haben.

*

Zu dem „Jahresbericht pro 1904“ ist nachzutragen, daß der Görres-Gesellschaft als lebenslängliches Mitglied beigetreten ist Schulrat Freusberg, Büren i. W.

Dem Verzeichnis der Ehrenmitglieder (a. a. O. Seite 47) ist noch zuzufügen: Kartellverband der kath. deutschen Studentenverbindungen.

*

Es traten durch Zahlung der entsprechenden Beiträge in 1905 der Görres-Gesellschaft bei:

Als Ehrenmitglied:

Bischof Dr. Franz Anton von Henle, Passau;

als lebenslängliche Mitglieder:

Dr. med. Ernst, Metz;

Religions- und Oberlehrer F. Hüllen, Trier;

Domkapitular Aloise, Breslau;

Dompropst Prof. Dr. theol. M. König, Breslau;

Dietrich Freiherr von Nagel, Bornholz b. Ostensfelde;

Prälat Umpfenbach, Garnisonpfarrer, Metz;

Pfarrer Dr. C. Bölker, Bawinkel.

Durch den Tod wurden der Gesellschaft in 1905 u. a. entzogen die lebenslänglichen Mitglieder:

Bischof Wilh. Sommerwerck, Hildesheim;

Pfarrer G. Gronheid, Twistringen;

Pfarrer Dr. H. Rody, Destrach,

und das Vorstandsmitglied:

P. Denifle, Rom.

Die Görres-Gesellschaft zählte Ende 1905: 35 Ehrenmitglieder, 45 lebenslängliche Mitglieder, 2952 Mitglieder, 771 Teilnehmer und 319 Abonnenten des historischen Jahrbuches; dagegen Ende 1904: 2956 Mitglieder, 791 Teilnehmer und 323 Abonnenten des historischen Jahrbuches. Der Abgang durch Sterbefall und durch Austritt aus sonstigen Gründen überwog also den Zuwachs bei den Mitglieder (bei starker Vermehrung der lebenslänglichen Mitgliedern) um 4, bei den Teilnehmern um 20 und bei den Abonnenten um 4.



